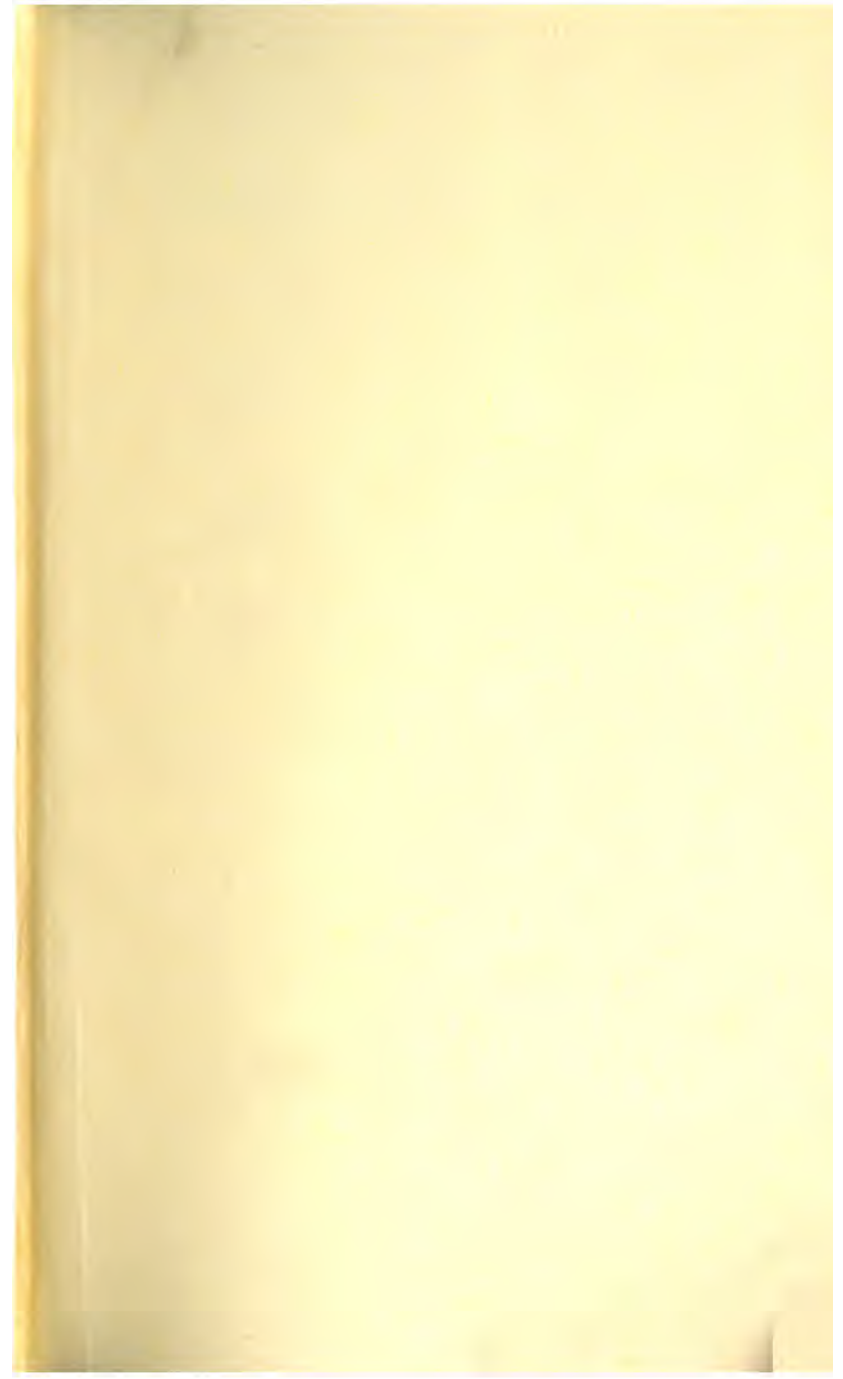



TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA





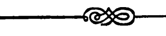
Walther von der Vogelweide

in

Oesterreich

von

J. E. Wackernell.



Innsbruck.
Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.
1877.

Druck der Wagner'schen Universitäts-Buchdruckerei.

Der

k. k. Leopold-Franzens-Universität

zu Innsbruck

zur 200jährigen Stiftungsfeier

gewidmet.

Vorwort.

Wenn ich in der vorliegenden Teilarbeit von der üblich gewordenen Behandlungsweise der Lebensverhältnisse Walthers in so fern abwich, als ich den darstellenden Teil vom untersuchenden trennte, so leitete mich dabei die Meinung, daß nur so dies Heftchen jedem, der für den großen Dichter Interesse hegt, brauchbar erscheinen möchte. Darin liegt ferner auch der Grund, warum ich den Gedichten Walthers, welche als Belege für die Darstellung in dieselbe eingeschaltet wurden, die nhd. Uebersetzung beigab und am Schlusse die wichtigsten Sprüche, welche für seine Verhältnisse an den Höfen in Wien und Villach Zeugnis ablegen, anhängte. Daß ich ihnen den Text nach Simrock zu Grunde legte, machte seine gegenüberstehende Uebersetzung notwendig; beide aber habe ich da, wo es mir angezeigt schien, geändert. Der Anhang wird manchem willkommen, keinem hinderlich sein; damit eine Walther-Ausgabe zu ersetzen, lag weder in der Absicht noch in der Möglichkeit. Darum verwies ich bei jedem in Betracht gezogenen Gedichte auf die Ausgabe Lachmanns (L.) als die kritische, Pfeiffers (Pf.) als die weitverbreitetste Handausgabe,

Simrocks (S.) der Uebersetzung wegen. Wer die wissenschaftlichen Zwecken dienende Ausgabe von Wackernagel-Rieger oder Wilmanns besitzt, hat wohl auch eine der drei Vorausgehenden, wenn nicht, orientiert er sich darin nach der hier und auch dort angegebenen Lachmann'schen Zählung. Daß ich sie — besonders die mit trefflichen sachlichen und sprachlichen Erklärungen reichlich ausgestattete von Wilmanns — nicht unbenützt ließ, werden ihre Zitate bezeugen. Dasselbe gilt auch von allen andern Vorarbeiten, so weit sie mir zugänglich waren (es dürften fast sämmtliche gewesen sein) und mein Thema berührten. Ich führe hier die Neuern derselben an als Ergänzung zum Literaturbericht, den R. Menzel in seinem „Leben Walthers von der Vogelweide", Leipzig 1865 (XVIII, 315 S.), gegeben hat.

Zunächst sind zwei neu erschienene Ausgaben zu erwähnen: die schon genannte von W. Wilmanns, Halle 1869 (VIII, 402 S.) und die von K. Simrock, Bonn 1870 (XII, 254 S.).

In neuer Auflage erschien seitdem: die Ausgabe von K. Lachmann, Berlin 1875 in V. Auflage (VIII, 234 S., besorgt von K. Müllenhoff); die von Fr. Pfeiffer, Leipzig 1866 in II., 1869 in III., 1873 in IV. (LXIV, 344 S., die beid. letzt. bes. v. K. Bartsch); die Uebersetzung der Gedichte Walthers (mit wertvollen Erläuterungen) v. K. Simrock, Leipzig 1869 in IV., 1873 in V., 1876 in VI. (XXXIV, 360 S.).

Biographische Arbeiten erschienen nur kleine, meist gelegentliche Vorträge, doch mit Namen von gutem Klange. So:

„Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide in seinen Grundzügen geschildert“ von K. Lukä, Halle 1867 (36 S.).

„Walther von der Vogelweide“ von W. Wackernagel, (in den kleinern Schriften II Bd., 366—391) Leipzig 1873 (25 S.).

„Ueber Walther von der Vogelweide“ von M. Lexer, Würzburg 1873 (33 S.).

„Walther von der Vogelweide in seiner Bedeutung für die Gegenwart“ von J. Schrott, München 1875 (27 S. 4 kl. mit dem Bildnisse Walthers nach dem Man. Cod.).

„Walther von der Vogelweide“ von K. Meyer, Basel 1875 (30 S.).

„Die Sprüche Walthers von der Vogelweide über Kirche und Reich“ von Fr. Thaner, Nördlingen 1876 (27 S.).

Die in Programmen und Zeitschriften erschienenen Abhandlungen werden am betreffenden Orte Erwähnung finden.

Den größeren Teil der Mühe erforderte die Ausarbeitung der Exkurse des zweiten Teiles (in den wegen der dem ersten Teile beigegebenen Uebersetzung auch die Zitate und kleineren Anmerkungen geschoben wurden). Denn ich glaubte nach dem Beispiele der schätzbaren Arbeiten von Rieger und Menzel in jedem einzelnen Falle sämmtliche Ansichten, die erst nach diesen beiden Arbeiten sich geltend gemacht haben, oder in denselben nicht zum Abschlusse gekommen sind, in Erörterung ziehen zu müssen, um entweder sie durch neue Gründe zu stützen, oder ihre Unhaltbarkeit dar=

zutun. Dabei war ich bestrebt, die Klippe der Polemik zu vermeiden, indem ich mich überall nur gegen die Meinung, nirgends gegen den Autor derselben kehrte; gegen diese aber richtete ich mich offen und ohne Umschweife; denn jeder weiß, daß der Versuch, eine irrtümliche Ansicht nachzuweisen keine Schmälerung der Anerkennung der in der Wissenschaft hochverdienten Männer beabsichtigt, sondern nur als der erste notwendige Schritt zur Forschung angesehen werden muß. Wo ich mich allen bisherigen Ansichten entgegensetzte, geschah es, wie ich hoffe, aus guten Gründen; denn ich war mir des einzigen Zweckes, der mich zur Arbeit führte, auch während derselben bewußt: die richtige Kenntnis vom Leben und Dichten eines der größten Geistesheroen unserer Nation zu fördern.

Möge es mir gelungen sein!

Innsbruck, im März 1877.

J. E. Wackernell.

I.

Die ersten österreichischen Herzoge Heinrich Jasomirgott und sein Sohn Leopold der Tugendhafte verfolgten die kluge Politik, ihr Land von den vielen Wirren und Streitigkeiten des deutschen Reiches möglichst ferne zu halten, ohne jedoch ihre Stellung als Reichsfürsten außer Auge zu lassen. So kam es, daß, während im Süd und Nord Deutschlands zahlreiche Fehden und Kämpfe die Gemüter erbitterten und das Land verwüsteten, Oesterreich sich einer fast ungestörten Ruhe erfreute.

Unter diesem Frieden und der damit verbundenen allgemeinen Sicherheit und Ordnung erwachte in allen Ständen eine muntere Regsamkeit und Tätigkeit, hob sich der Wohlstand und Reichtum des Landes, während anderseits die junge herzogliche Gewalt sich kräftigte und an ihrem Hofe zu Wien einen Glanz entfalten konnte wie kaum ein anderer Fürstenhof der damaligen Zeit.

Durch diese glänzenden Verhältnisse erhielt auch das geistige Leben einen mächtigen Aufschwung, der nach der Neigung der Ritter und Fürsten der damaligen Zeit, besonders der Babenberger, zunächst in der Pflege der Sangeskunst seinen Ausdruck finden mußte.

So erklärt sich, wie in den zwei letzten Dezennien des zwölften Jahrhunderts Oesterreich die ruhmreichste Heimat des Minnegesangs wurde und wie der herzogliche Hof der Babenberger „unter dem Panier der Nachtigall von Hagenau“[1]) allen andern deutschen Fürstenhöfen als Mittel- und Anziehungspunkt der Sangeskunst voranleuchtete.

An diesen gesangreichen Hof der Babenberger kam Walther von der Vogelweide,[2]) „der schlichte Sohn der Berge,“ wahrscheinlich mit Ortulf von Säben[3]) im Jahre 1189.

Das Erbteil, das man dem weichenden Sohne mitgab, war gering, wie wir aus den Klagen über seine Armut entnehmen. Um so reichlicher war das geistige Erbe, das er aus seiner Heimat mitbrachte.

Jene Gebirgsgegend mit ihrem Wechsel zwischen „walt und velt“, in der seine Wiege gestanden, und die ihn beim Wiedersehen am Abende seines Lebens so wunderbar ergriff, weckte im genial angelegten Knaben frühe den Sinn für Schönes, entwickelte in ihm jenes sinnige Naturgefühl, welches uns in seinen Minnedichtungen so charakteristisch entgegentritt, indem er wie kein anderer mittelalterlicher Dichter es verstanden hat, Lust und Leid, alle Regungen des menschlichen Herzens im Leben der Natur und ihren Wandlungen wiederzuspiegeln.

Je größer der Kontrast zwischen dem Leben in seinem Vaterhause und dem neuen am herzoglichen Hofe war, um so bleibender mußte der Eindruck dieses ersten Aufenthaltes in Wien auf die Seele des jungen Dichters gewesen sein. So war es eine eigentümliche

Fügung, daß gerade damals Wien eine Größe und Pracht entfaltete wie lange nicht mehr weder vor noch nachher.

Als Kaiser Friedrich I. nach vierunddreißigjährigem Kampfe seine zahlreichen Feinde niedergeworfen hatte, beschloß er sein tatenreiches Leben noch durch einen Kreuzzug ins heilige Land zu verherrlichen. Auf dem Reichstage zu Mainz 1188 nahm er das Kreuz. Im Frühjahre 1189 rückte er von Regensburg nach Wien, wo er von Leopold VI. mit Glanz empfangen wurde. Am 18. Mai stellte er in Wien eine Urkunde aus, die unter mehreren andern auch sein Hofkaplan, Ortulf von Säben, bezeugte. [4])

Bei dieser Gelegenheit nun sah Walther den gewaltigen Barbarossa und seinen Sohn, umgeben von der Blüte des Rittertums. An diesem großen Kaiser, der einst durch die bloße Erscheinung seinen Kanzler zum Ausrufe begeisterte: „Einen Kaiser haben die Deutschen, die übrigen Völker nur Landkönige," entwickelte sich seine Anschauung von der kaiserlichen Machtfülle und der Herrlichkeit des deutschen Reiches, bildete er sich sein politisches Ideal, das für sein Leben und seine Dichtung so bedeutungsvoll wurde.

Kaum war das kaiserliche Heer abgezogen, begann auch Leopold von Oesterreich seine Rüstungen zum Kreuzzuge, welchen er mit seinem jüngern Bruder, Heinrich von Mödling, unternahm. Aus Steiermark und vom Niederrhein erhielt er Zuzug. 1190 schiffte er sich in Venedig nach Akkon ein, wo er mit Philipp August von Frankreich und Richard Löwenherz von England zusammentraf.

Während der kurzen Abwesenheit Leopolds erlitt das gesellschaftliche Leben am Wiener Hofe unter seinen zurückgebliebenen Söhnen Friedrich und Leopold keine bedeutende Störung.

Auch unserem Dichter wird das frohe Hofleben nicht unterbrochen worden sein, da wir ihn in engen Beziehungen mit den herzoglichen Prinzen finden. Besonders mit dem Aeltern derselben, mit Friedrich, — geboren am 26. Dezember 1174 — war das Verhältnis ebenso innig wie dauerhaft, während er sich mit dessen jüngern Bruder Leopold — geboren am 15. Oktober 1176 — bald durch einen Vorfall zerschlug, der, nach der Dauer von Leopolds Groll auf den Dichter gemessen, — wie wir sehen werden — kein geringer gewesen sein mußte.[5])

Schon anfangs August 1191 verließ Leopold wieder Palästina.[6]) Der Ruhm seiner Taten im Oriente erfüllte das ganze Abendland mit Begeisterung für den tapfern Ritter und veranlaßte die volkstümlich gewordenen Erzählungen vom „blutübergossenen Kämpfer vor Akkon," welche noch 1314 in dem Gedichte „Wilhelm von Oesterreich" von Johann von Würzburg eine poetische Bearbeitung fanden.

Auch in die Heimat zurückgekehrt, fesselte Leopold die allgemeine Aufmerksamkeit. Richard Löwenherz hatte ihn im Morgenlande beleidigt, wofür der Herzog jetzt Rache zu nehmen gedachte. Es gelang ihm im Dezember 1192 Richard zu fangen und auf Dürrenstein festzuhalten. Im Februar 1193 lieferte er ihn dem Kaiser aus, der ihn erst im Mai 1194 freiließ. Aber jetzt wandte sich Richard mit Klagen an den

Pabst, weil ihn der Herzog wie einen „Farren oder Esel“ verkauft habe.

Der Pabst sprach den Bann über den Herzog aus und belegte dessen Land mit dem Interdikt.

Leopold, im Bewußtsein seines Rechtes, ließ sich von seinen Forderungen an Richard nicht abbringen, starb aber noch vor der Erfüllung derselben am 31. Dezember 1194. Reinmar von Hagenau besang seinen Tod.

Wenn wir unter unsern Waltherliedern kein einziges finden, welches unter dem Eindrucke dieser Vorgänge entstanden ist, — die in einem spätern Gedichte L. 19, 17 (Pf. 101, S. 22) noch wache Erinnerung „an den milten Salatîn“ und „an den [Richard] von Engellant“ ausgenommen — so dürfen wir daraus nicht schließen, daß diese Vorfälle in unmittelbarer Nähe und selbst der Tod seines Gönners Leopod VI. den Dichter kalt gelassen, oder daß andere Verhältnisse ihn zu dichten verhindert haben. Die in diese Zeit fallenden Gedichte sind uns verloren gegangen.

Diese Annahme ist hier gerechtfertigt, wenn wir bedenken, daß uns Gedichte fehlen, welche Walther auf dem Gipfelpunkte seiner Kunst geschaffen hat, wie wir aus Zitaten wissen, während diese frühen Produkte, wenn auch das Gepräge des Genie's nirgends verleugnend, doch in Sprache, Form und Gestaltung, worauf man damals großes Gewicht legte, den Lehrling in der Kunst nicht werden haben verkennen lassen. Ja diese Gedichte Walthers werden um so leichter vergessen worden sein, je mehr Reinmar der Alte, der gerade um diese Zeit seine höchste Blüte erreichte, das Kunstinteresse des Wiener Hofes an sich zog.

Leopold VI. folgte sein älterer Sohn Friedrich in Oesterreich, sein jüngerer Leopold in Steiermark. Mit Friedrichs Regierungsantritte begann für Walther die glücklichste Zeit seines Lebens, auf die er noch in seinen alten Tagen mit Rührung zurückblickte.

Durch die ungeteilte Zuneigung seines Fürsten, der damals in einem Alter von 20 Jahren stand, ward vom Dichter jeglicher Druck, den die Fremde und die Sorge für den täglichen Lebensunterhalt auf das Gemüt ausübt, genommen, denn damals erhielt er vom Hofe „golt silber ros und dar zuo kleider“ L. 25, 7; in vollster Manneskraft stehend, beglückt von der sanften Zuneigung sîner frouwen, gieng er der „krenechen trit“ L. 19, 31, war er von einer freudig gehobenen Stimmung beseelt, welche den Dichter mit Schöpfungslust erfüllte und seinen Produkten frisches, warmes Leben einhauchte.

Hierin gewinnen wir einen sichern Anhaltspunkt zu entscheiden, welche von seinen Minnedichtungen in diese Wiener Periode, welche später fallen, als die traurigen Zustände seines Vaterlandes, der Kummer um seine materielle Existenz und die wachsende Last der Jahre seine Stirne furchten und gedankenvoller Ernst, grübelnde Reflexion und wehmütige Klage die scherzende Heiterkeit aus seiner Seele und seinen Dichtungen verbannten.

Schon Pfeiffer, Einleitung XXXI, ist daher zur Ueberzeugung gekommen, daß „der größere Teil der Frühlings- und Liebeslieder, der Wechselgespräche und Reihen“ in diese Wiener Periode fallen. [7])

Diese Gedichte, in denen wir Walther im Hoch-

frühling seiner poetischen Entwicklung finden, tragen im allgemeinen, wie die Produkte anderer Dichter der damaligen Zeit, den Charakter der romantischen Poesie an sich, indem auch sie den durch eine Reihe von Momenten eigentümlich entwickelten Natur- und Frauenkultus zum Inhalte haben.

Durch das Leben am Hofe, an den er nicht viel über zwanzig Jahre, also in dem Alter, in welchem der vollends erwachte Geist für alle Eindrücke von außen am empfänglichsten ist, gekommen war, war er von jenem schwärmerischen Seelen- und Gemütsleben, das die Blütezeit des Rittertums charakterisiert, ergriffen worden, so daß auch er in diesen seinen Jugenddichtungen den ganzen Ideenkreis der Minnedichtung durchlaufen hat „vom ersten Aufjubeln des liebenden Herzens: „Minne ist Wonne zweier Seelen," bis hinab zur wehmütigen Klage: „Meines Herzens tiefe Wunde muß immer offen stehen" und „was sie da heißen Minne, ist lauter Herzeleid."

Aber dennoch blieb unserem Dichter auch in dieser poetischen Gattung eine Kernhaftigkeit, welche seinen Produkten ein individuelles Gepräge verleiht und ihn scharf von seinen Zeitgenossen unterscheidet. Während diese sich in ihrer Hingebung an den Gegenstand ihrer Verehrung ganz vom Gefühle beherrschen ließen und daher vielfach Produkte erzeugten, welche Musikstücken vergleichbar sind, da in ihnen der klare Gedanke von allgemeinen Gefühlsbewegungen niedergedrückt wird, wußte Walther mit markiger Gestaltungskraft dem unklaren Strome der Gefühle die bestimmte Idee, das volle, reine Bild abzuringen.

Auch der geborene Dichter — wie sehr auch das echte Genie ein „ἅπαξ λεγόμενον“ sei — bedarf zu seiner ersten Entwicklung bestimmter Vorbilder, welche bildend und befruchtend auf ihn wirken, nach denen er die geistigen Erzeugnisse in kunstvoller Form zum Ausdrucke bringen lernt.

Walther fand sie in der zeitgenössischen Literatur, besonders bei Reinmar dem Alten, der es vor allen Anderen verstand, „in das innerste Gemüt niederzusteigen.“ [8]) In den Liedern, welche uns aus seinen Lehrjahren erhalten sind, zeigt es sich, wie schnell der junge Dichter die in der zeitgenössischen Literatur herrschenden Kunstideen in sich aufnahm, wie er sie mit jener eingebornen Kraft, welche das Walten des Genius kennzeichnet, weiter entwickelte, um sie in neuer Gestaltung als ein wesentlich Neues wiederzugeben, wie rasch er seine Sprache zur Dichtersprache, die von der gewöhnlichen des Lebens bedeutend abwich, ausbildete und sich die Kenntnisse der metrischen Gesetze aneignete.

In L. 39, 1 (Pf. 1, S. 117) L. 94, 11 (Pf. 4, S. 119) fehlt noch die kunstvolle Gliederung, welche alle seine spätern Produkte auszeichnet. Verse und Reime sind einfach, den alten epischen Reimpaaren ähnlich. Die Sprache ist schlicht, ohne die geistreichen Wendungen, denen wir bald nachher begegnen. Noch ringt der Dichter sichtbar mit dem Ausdrucke. Zu L. 48, 38 (Pf. 69, S. 179) nahm der Dichter die Idee aus einem Liede Reinmars herüber [MSFr. 165, 28 „Sô wol dir, wîp, wie reine ein nam!“ u. s. w.] und versuchte sich in der selbständigen Weiterentwicklung

derselben. Auch in L. 88, 9 (Pf. 3, S. 170) dichtete er noch an fremde Vorbilder gelehnt. Hier finden wir die Sätze nur lose zusammenhängend und die unreinen Reime lieht: nieht L. 88, 12: 18 und 26: 27, denen wir später nie mehr begegnen. Denn bald werden die Reime kunstvoller, die Sprache freier und klingender, die Sätze erhalten Fülle, das ganze Gedicht wird mehr architektonisch gebaut und durchsichtiger gegliedert und erlangt so eine Klarheit und Leichtigkeit, als strömte es ohne Mühe aus des Dichters Seele. Ich gebe hier seinen Preis des Frühlings und der Frauen L. 45, 37, (Pf. 5, S. 125) ein Lied, das inhaltlich und formell wie vielleicht kein Anderes die Art und Weise seiner Minnedichtung charakterisiert:

„Sô die bluomen ûz dem grase dringent,*)
same si lachen gegen der spilden sunnen,
in einem meien an dem morgen fruo,
Und diu kleinen vogellîn wol singent
5 in ir besten wîse die si kunnen,
waz wünne mac sich dâ gelîchen zuo?
Ez ist wol halb ein himelrîche.

---

*) „Wenn die Blumen aus dem Grase dringen,
Gleich als lachten sie hinauf zur Sonne,
Des Morgens früh an einem Maientag,
Und die kleinen Vöglein lieblich singen
Ihre schönsten Weisen: welche Wonne
Hat wohl die Welt, die so erfreuen mag?
Man glaubt sich halb im Himmelreiche.
Wollt ihr hören, was sich dem vergleiche,
So sag ich, was mir wohler doch
Schon öfter an den Augen tat und immer tut, erschau ichs noch.

suln wir sprechen waz sich deme gelîche,
sô sage ich waz mir dicke baz
10 in mînen ougen hât getân, und taete ouch noch,
gesaehe ich daz.
Swâ ein edeliu schoene frouwe reine,
wol gekleidet unde wol gebunden,
dur kurzewîle zuo vil liuten gât,
Hovelîchen hôhgemuot, niht eine,
15 umbe sehende ein wênec under stunden,
alsam der sunne gegen den sternen stât —
Der meie bringe uns al sîn wunder,

Denkt, ein edles, schönes Fräulein schreite
Wohlgekleidet, wohlbekränzt hernieder,
Sich unter Leuten fröhlich zu ergehn,
Hochgemut im fürstlichen Geleite,
Etwas um sich blickend hin und wieder,
Wie Sonne neben Sternen anzusehn:
Der Mai mit allen Wundergaben
Kann doch nichts so Wonnigliches haben
Als ihr viel minniglicher Leib;
Wir lassen alle Blumen stehn und blicken nach dem werten
Weib.

Nun wohlan, wollt ihr Beweise schauen:
Gehn wir zu des Maien Lustbereiche,
Der ist mit seinem ganzen Heere da.
Schauet ihn und schauet edle Frauen,
Was dem Andern wohl an Schönheit weiche,
Ob ich mir nicht das beßre Teil ersah.
Ja, wenn mich Einer wählen hieße,
Daß ich E i n e s für das A n d r e ließe,
Ach, wie so bald entschied' ich mich:
Herr Mai, ihr müßtet Jänner sein, eh ich von meiner
Herrin wich!"

waz ist dâ sô wünneclîches under,
als ir vil minneclîcher lîp?
20 wir lâzen alle bluomen stân, und kapfen an daz werde wîp.
Nû wol dan, welt ir die wârheit schouwen!
gên wir zuo des meien hôhgezîte!
der ist mit aller sîner krefte komen.
Seht an in und seht an schoene frouwen,
25 wederz ir daz ander überstrîte;
daz bezzer spil, ob ich daz hân genomen.
Ouwê der mich dâ welen hieze,
deich daz eine dur daz ander lieze,
wie rehte schiere ich danne kür.
30 hêr Meie, ir müeset merze sîn, ê ich mîn frouwen dâ verlür!"

Hieher beziehe auch das bekannte „Under der linden" L. 39, 11 (Pf. 9, S. 123) und mehrere Andere, die uns den Dichter in der höchsten Vollendung im deutschen Minnesange des Mittelalters erblicken lassen.

Walther wurde sich seines eigenen Wertes auch bewußt, so daß er mit Reinmar dem Alten auf den Kampfplatz trat.

Reinmar preist das Weib, um das er wirbt, höher als alle andern Frauen, denn sie besitzt alle Frauen-Tugenden, [„sist an der stat dâs ûzer wîbes tugenden noch nie fuoz getrat, daz ist in mat. MSF 159, 7, 8 und 9] wodurch sie alle Andern matt setzt; wer diese erlangt, dem ist Manneshheil vollgemessen. In diesem „Ueberbote" tritt ihm Walther in L. 111, 23 (S. 171, 172) entgegen. Er hat noch einen höhern Einsatz, der ist des ersehnten Weibes „sanfte Zunei-

gung" [„bezzer waere mîner frowen senfter gruoz"]. Der scheinbare Scherz zeigt die Spitze, wenn man weiß, daß Reinmar ein unglücklicher Liebhaber war. Der nämlichen Satire ist auch die nächste Parodie auf Reinmar L. 111, 32 (S. 172). Aus diesen beiden Strophen zu schließen, war damals das persönliche Verhältnis zwischen beiden Dichtern getrübt, wie ich glaube, durch Reinmars Schuld, dessen persönlicher Umgang überhaupt nicht so liebenswürdig gewesen zu sein scheint wie seine Kunst.

Klagt er doch selbst, „daß er die Minne stäts nur in bleicher Farbe gesehen habe" und „daß ihn mancher nach seinem Tode beklagen werde, der jetzt leicht seiner entbehre." Walther bestärkt in seinem Gedichte auf Reinmars Tod L. 82, 24 (Pf. 128 I. und II., S. 68, 69) diese Ansicht, wenn er sagt: „Dich selben wollt ich lützel klagen," indem daraus der Tadel auf seinen persönlichen Umgang hervorleuchtet; während er anderseits das, was an Reinmar zu loben war, den „vil süezen sanc" und die „edele kunst," mit vollster Anerkennung besang und so seinem Rivalen neidlos den Lorbeerkranz aufs Grab legte, „ein Denkmal auch der eigenen Kunst und des eigenen edlen Charakters."

Neben all dem sangesfrohen Leben in seiner Residenz vergaß Friedrich der Katholische nicht, den folgenreichen Bewegungen im römisch-deutschen Reiche zu folgen. Kaiser Friedrich war 1190 sein Sohn Heinrich, ein ritterlicher Held und Sänger zugleich, auf den Tron gefolgt. Heinrich VI. war ein Fürst, in dessen schmächtigem, zartgebautem Körper ein gewaltiger

Geist wohnte, der sich in die kühnsten Entwürfe ergieng, deren Schaubühne ein neues Weltreich werden sollte.

Als der junge König in Deutschland seine Feinde gebeugt und die Ruhe hergestellt, als er Italien unter sein Scepter gezwungen und den Titel römischer Kaiser deutscher Nation zur Wahrheit gemacht hatte, wollte er als Erbe der Macht und Herrlichkeit der alten Cäsaren alle andern Könige und Fürsten der Erde in das Verhältnis kaiserlicher Vasallen zurückdrängen und so, „gestützt auf die kernhaften und treuen Kriegernaturen der Deutschen", dem Kaisertum jene Weltstellung wiedergeben, welche es einst unter Augustus besessen hatte. Kaiser und Reich sollten als Inbegriff der höchsten Machtvollkommenheit, als Ausdruck der höchsten Staats- und Rechtsgewalt der Erde erscheinen.

Daher hatte er dem Könige Richard von England seine Oberlehensherrlichkeit aufgedrängt und ihn zur Entrichtung eines jährlichen Zinses gezwungen, hatte ihn mit den burgundischen Ländern von der Rhone bis an die Pyrenäen belehnt und dadurch Frankreich niedergedrückt. Jetzt wandte er seine Blicke gegen Osten. Hier wollte er mit der ihm eigenen Energie „den Eifer der Kirche, den Tatendrang der abendländischen Ritterschaft, die fromme Begeisterung der Masse, alle Kräfte, die seit einem Jahrhunderte das Abendland in Bewegung gesetzt hatten, aber in planloser Zersplitterung vergeudet worden waren, in seiner allgewaltigen Hand zusammenfassen, um die ganze morgenländische Welt in den Herrscherkreis des abendländischen Kaisertums zu ziehen."

Deswegen durchzogen Kreuzprediger Deutschland, Frankreich und Italien, wurde eine Flotte in das Mittelmeer geschickt.

Unter den vielen Fürsten, welche dem Rufe ihres Kaisers folgten, war auch Herzog Friedrich von Oesterreich. Während seiner Abwesenheit überließ er seinem Bruder Leopold die Verweserschaft seiner Länder.

1196 kam das Kreuzheer nach Italien und trat im Frühjahre 1197 den Weg über Sicilien nach Akkon an, wo es nach glücklicher Fahrt am 22. September landete.

Wenn man nicht ohne große Wahrscheinlichkeit behauptet hat, daß Reinmar den Herzog Friedrich auf diesen Kreuzzug begleitet habe, so ist es um so auffallender, warum nicht auch Walther, dem, wie wir aus mehreren Liedern ersehen, eine Fahrt ins heilige Land zum Herzenswunsche geworden war. Da dem Herzoge die Begleitung seines Lieblings gewiß nur willkommen gewesen sein würde, muß das Hindernis an Walthers eigener Persönlichkeit gehangen haben.

Aus dem Gedichte L. 114, 23 (Pf. 73, S. 193) hat zuerst Rieger (p. 61) geschlossen, daß es nach einer Krankheit des Dichters entstanden sei.

An einem Frühlingstage kommt der Dichter ins Freie, hört die Vöglein, sieht die Blumen wieder, und gedenkt dabei der überstandenen Not des Winters, in dem er nimmer den Frühling zu erleben glaubte:

„Uns hât der winter kalt und ander nôt*)
vil getân ze leide.

---

*) „Uns hat des Winters Frost und andre Not
Viel getan zu Leide;

Ich wânde, daz ich iemer bluomen rôt
gesaehe an grüener heide.
Joch schâte ez guoten liuten, waer ich tôt,
die nâch fröiden rungen
und die gerne tanzten unde sprungen.“

Wie nun, wenn Walther dieses Gedicht, das sicher noch in diese Wiener Periode fällt, im Frühling 1197 gedichtet und ihn also eine schwere Krankheit verhindert hätte, am Kreuzzuge teilzunehmen? [9])

Schon während Friedrichs Abwesenheit mußte er die Wandelbarkeit der Hofgunst erfahren.

Ein offener, gerader Mann wie Walther, der, seines eigenen Wertes bewußt, aus seinen Tugenden und Fehlern keinen Hehl macht, der stäts mit kecker Rückhaltslosigkeit seine Ueberzeugung ausspricht, findet an einem Fürstenhofe, wo ränkesüchtige Schmeichler durch Herabziehung anderer sich emporzuheben und in des Fürsten Gunst zu setzen suchen, stäts Gegner und Neider. Diese benützten jetzt seine isolierte Stellung, um ihn bei Leopold, der ihm — wie wir wissen — zuvor nicht hold war, und bei der übrigen Hofwelt in Mißgunst zu setzen. In L. 58, 21 (Pf. 59, S. 150) warfen sie ihm seine Unfruchtbarkeit im Gesange vor. Sie sprachen: „ez sî allez tôt, ezn lebe nû nieman der iht singe.“ Der Dichter aber verteidigte sich durch den Hinweis auf die allgemeine Not und Sorge,

Ich wähnte schon nie wieder Blumen rot
Zu sehn auf grüner Haide.
Nun schmerzte gute Leute doch vielleicht mein Tod,
Die nach Freude ringen
Und die gerne tanzen oder springen.“

welche den Gesang verstummen machen: „nû mugen si doch bedenken die gemeinen nôt,[10]) wie al diu welt mit sorgen ringe.“ Denn während der Landesfürst, und die mit ihm gezogen waren, im Morgenlande gegen die Heiden kämpften, litten die Zurückgebliebenen von einer Hungersnot, welche 1196 in Oesterreich ausgebrochen war. Wie schmerzlich auch auf diese Weise das neue Regiment den Dichter Friedrich vermissen ließ, so hielt er dennoch seinen Mut aufrecht. Einerseits hatte dieser gewiß bei seinem Abzuge für Walthers Lebensunterhalt und Stellung bei Hofe gesorgt, da er ihn krank und hiflos zurückgelassen, was auch aus L. 19, 29 hervorgeht, wo der Dichter selbst sagt, daß er bis zu Friedrichs Tode „der krenechen trit“ gieng; anderseits belebte ihn ja die Hoffnung auf Friedrichs Rückkehr, wo wieder Freude und „Sangestag“ für ihn komme L. 58, 25:

„Kumt sanges tac, man hoeret singen unde sagen:*)
man kan noch wunder.
ich hôrte ein kleine vogellîn daz selbe klagen:
daz tet sich under:
‚ich singe niht, ez welle tagen.‘“

Doch in dieser Hoffnung sollte Walther nur zu bald getäuscht werden.

Kaiser Heinrich VI. beendete in Messina die Unterdrückung eines Aufstandes und war soeben im Be-

---

*) „Kommt Sangestag, so hört man singen wohl und sagen,
Man kann noch Lieder:
Ich hört ein kleines Vöglein jüngst dasselbe klagen,
Das barg sich wieder:
‚Ich singe nicht, erst muß es tagen!‘“

griffe, selbst den Oberbefehl über das Kreuzheer im Morgenlande zu übernehmen, als er plötzlich am 28. September 1197 starb. Damit waren all die stolzen Pläne kaiserlicher Machtherrschaft, all die geplante Größe Deutschlands zerronnen. In der ausbrechenden Hungersnot, in seltsamen Erscheinungen des Himmels erblickte die angsterfüllte Menschheit die Vorboten schrecklicher Tage, die nunmehr über die Völker hereinbrechen würden. Selbst der alte Held Dietrich von Bern mußte der furchterregten Phantasie aus dem Grabe steigen, das verwaiste Reich zu durchreiten, Jammer und Unheil verkündend. Mit Heinrichs Leichnam war die Herrlichkeit und Ruhe Deutschlands für lange Zeit mit ins Grab gesenkt worden; denn Erbe der Krone war ein dreijähriges Kind. Alle bösen Gewalten brachen los und erfüllten das Reich mit Elend und Drangsal jeder Art. Dieser entschiedene Wendepunkt der deutschen Geschichte war auch entscheidend für den ganzen Dichtungsgang Walthers.

Durch das Heranwachsen am Wiener Hofe, wohin alle Ereignisse im deutschen Reiche ihre Wellen spielten, war Walthers Aufmerksamkeit ununterbrochen an die politischen Verhältnisse seines Vaterlandes gefesselt. Durch die nahen Beziehungen mit den dortigen Herzogen, besonders mit Friedrich, konnte er die Entwicklung des deutschen Reiches bis zu den innersten Fäden der Staatsaktionen verfolgen. So öffnete sich seinem Geiste, den die eigenen Herzensangelegenheiten und die Verhältnisse seiner unmittelbaren Umgebung nicht ausfüllen konnten, eine große Perspektive in die Weltferne, in das Leben des Staates und der Kirche

und erzog in ihm den mächtigen ethischen und politischen Dichter, der er in seiner fern gelegenen abgeschlossenen Heimat, wie er sie uns selbst in L. 124, 1 schildert, wohl nimmer hätte werden können, während der Stolz, mit dem er sein Vaterland groß sah, ihn zum heldenmütigen Patrioten machte. Als nun aber Deutschland plötzlich von seiner höchsten Höhe äußerlicher Macht herabzusinken begann, als es dem Reichsideale, das er sich unter Friedrichs I. und seines Sohnes glorreicher Regierung gebildet hatte, nicht mehr glich, wurde er sich seiner Aufgabe und seiner Bedeutung bewußt. Darum ließ er jetzt Minne und Mai und stellte sich auf die Hochwarte seiner Zeit, um mit der vollen männlichen Kraft, mit der ganzen Energie seines Gesanges Deutschland aus der eintretenden Verwirrung aufzurufen.

Als der Dichter in L. 8, 4 (Pf. 81 I, S. 1) [11]) das erstemal im Dienste seines Vaterlandes sang, hatte er auch den ersten Schritt in ein Gebiet gemacht, welches als eigene Dichtungsgattung allen andern Minnesängern vor ihm fremd gewesen ist. Durch diese neue Richtung seiner poetischen Muse, durch die politische Dichtung, wurde er vom größten auch zum umfangreichsten Lyriker des Mittelalters und erhielt einen Einfluß auf den Gang der politischen Verhältnisse und die öffentliche Meinung, wie ihn kaum ein anderer deutscher Dichter jemals gehabt hat. Von mehreren Andern sei hier nur das direkte Zeugnis erwähnt, das uns der welfisch gesinnte Friauler Dichter, Thomasin von Zerkläre, gibt:

„Wand (denn) er hât tûsent man betoeret,

daz sî hânt überhoeret
gotes und des bâbstes gebot."

War Walthers Einfluß noch auf der Grenze Italiens so bedeutend, um wie viel mächtiger muß er in Deutschland, in seiner unmittelbaren Nähe gewesen sein?

Es ist rührend zu lesen, wie die Teilnahme an der Zerrissenheit und Verwirrung seines Vaterlandes den fröhlichen Sänger der Liebe mit sinnendem Ernst erfüllte L. 8, 9:

„dô dâhte ich mir vil ange, (gar sorglich)
wie man zer welte solte leben;"

wie er dem deutschen Volke den Spiegel vorhält L. 8, 24:

„untriuwe ist in der sâze, *)
gewalt vert ûf der strâze:
fride unde reht sint sêre wunt,"

um dasselbe durch das verletzte Selbstbewußtsein aufzuwecken.

Die Verwirrung im Reiche war zum großen Teile eine Folge des allgemeinen Rennens und Jagens der Großen, aus den Trümmern des Reiches Güter und Besitztümer für sich heimzubringen, was der niedern Bevölkerung Gelegenheit gab, sich auch nach Raub umzusehen. Daher sucht der Dichter in L. 20, 16 (Pf. 90, S. 13) durch die Ermahnung auf die Gemüter zu wirken, daß Gut und Reichtum nicht das höchste sei, wornach man streben soll, denn der arme

*) „Untreue hält Hof und Leute,
Gewalt fährt aus auf Beute,
So Fried' als Recht sind todeswund."

Mann mit schöner Denkweise stehe höher als der Reiche; wer darüber gar noch Gotteshuld und Ehre vergißt, der hat den Reichtum sich selbst zur Schande und zum Schaden erworben. Desgleichen zeigt er in L. 22, 18, (Pf. 91, S. 14) daß nur Toren durch Schand und Sünde Gut erwerben, denn der Weise strebt zuerst nach Ehre und Gotteshuld.[12]) Das Unheil nahm nicht ab, dem Dichter will es in L. 21, 25 (Pf. 84, S. 6)[13]) dünken, es stände jetzt der jüngste Tag bevor; so hatten sich alle Bande der Ordnung gelöst. Aber mit bloßen Worten waren die bösen Gemüter nicht zu bekehren. Dazu brauchte es eine kräftige Centralgewalt, welche mit dem Schwerte Friede und Ordnung herstellen, Recht und Eigentum schützen konnte. Dem politischen Scharfblicke Walthers konnte das nicht entgehen. In L. 8, 28 (Pf. 81 II, S. 1)[14]) zeigt er nun den einzigen Weg, auf dem im deutschen Reiche die „ordenunge" wieder hergestellt werden könne: Von den Tieren könne man sich das Beispiel holen; „denn sie alle, welche gehen, kriechen, fliegen und schwimmen, würden sich vernichtet dünken, wenn sie nicht gesichertes Recht schüfen, Könige wählten und zwischen Herrn und Knecht unterschieden":

„si enschüefen starc gerihte.
si kiesent künege unde reht,
si setzent hêrren unde kneht;"

so soll auch das deutsche Volk einen König an seine Spitze setzen, indem es den erwählten Philipp kröne.

Auf die Nachricht von Kaiser Heinrichs Tode kehrten viele Pilger nach Deutschland zurück. Auch Friedrich von Oesterreich begann die Heimreise, starb aber schon

in Ptolomais am 16. April 1198 in einem Alter von 24 Jahren. [15]) Seine Gebeine brachten Wolfger, Bischof von Passau, und die übrigen österreichischen Ritter, die mit ihm gezogen waren, etwa am Beginn des Sommers nach Wien zurück. [16])

Wie niederschmetternd diese Nachricht, die alle seine Hoffnungen mit einem Schlage zerstörte, auf Walther gewirkt hat, sagt L. 19, 29 (Pf. 98, S. 21):

„Dô Friderich ûz Ôsterrîch alsô gewarp,
dêr an der sêle genas und im der lîp erstarp,
dô fuorte er mîner krenechen trit in derde;
dô gieng ich slîchent als ein pfâwe swar ich gie,
daz houbet hanht ich nider unz ûf mîniu knie."

Vgl. p. 113.

Friedrich folgte sein 22jähriger Bruder Leopold auch in die Regierung von Oesterreich. Leopold VII. war der tüchtigste unter den tüchtigen Babenbergern. Er erfreute sich einer für seine Zeit gelehrten Bildung und politischen Beredsamkeit, — von Arnold von Lübeck wird er „vir facundissimus et litteratus" genannt — war berühmt wegen seiner glorreichen Regierung und viel gepriesen als Hort aller Sänger, weswegen ihm seine Zeitgenossen auch das Prädikat „gloriosus et liberalis" beilegten.

Leopold hatte Walthers Jugendfehler noch nicht vergessen. Er ließ den Dichter unbeachtet, wie sehr sich dieser ihm zu nähern suchte. Gerade der Umstand nun, daß der neue Herzog gegen alle andern Sänger die vollste Freigebigkeit übte, „dem süßen Regen gleich, der Land und Leute erfreut", und nur

Walther dabei vergaß, mußte diesem seine Zurücksetzung doppelt schmerzlich fühlen lassen. Wie oft er schon gebeten hatte — er sah sich mitten unter Glücklichen verlassen wie „eine Waise". Dennoch will er noch einmal anklopfen, vielleicht daß es ihm diesmal gelingt, von „des Fürsten gar mildreicher Hand" eine Gabe als Zeichen der Versöhnung zu erhalten; wie dankbar — ruft er bei diesem Gedanken aus — wollte ich „loben die süezen ougenweide." Allein auch in L. 20, 31 (Pf. 82, S. 3) [17]) bat er vergebens.

Hilf- und obdachlos mußte er sich endlich entschließen, den Ort zu verlassen, wo er die schönste Zeit der Jugend und Wonne verlebt hatte, der ihm zur Heimat geworden war. Es ist bereits „sumer sus getâner arebeit" L. 64, 13 (Pf. 20, S. 144).[18]) Der Dichter flüchtet sich mit seiner Klage: „der (der Herzog) mir ist liep, dem bin ich leit," wovon all sein Unglück herrührt, ins Freie, um aus dem Anblick der Natur Linderung seines Wehe's zu schöpfen:

„sumer, daz ich iemer lobe dîne tage, *)
trôst, sô troeste ouch mîne klage.
ich sage dir waz mir wirret:
‚der mir ist liep, dem bin ich leit."

Aber der Gedanke an den Abschied ergreift ihn von neuem. Seine Geliebte, die er verlassen muß, tritt ihm vor die Seele. Er kann „der guoten niht ver-

---

*) „Sommer, daß ich immer lobe deine Tage,
Du Trost, so tröst auch meine Klage.
Ich will dir sagen, was mir fehlt:
Der mir ist lieb, dem bin ich leid."

gezzen noch ensol," die ihm „sô vil gedanke nimet" und ihn stäts zum „niuwen lop, daz ir gezimet," begeistert. Weh' ihm, daß er „diese Augenweide nicht mehr länger sehen kann"! Vor dem Antritt der Reise muß er in L. 60, 34 (Pf. 74, S. 192)[19]) noch seine „viele Habe" verteilen: Sein Unglück vermacht er jenen, „die sich hazzes unde nîdes gerne wenen," seinen Schmerz „lügenaeren," seine Torheiten denen, „die mit velsche minnen," doch den Frauen „nâch herzeliebe senendiu leit."

Der Tag, an welchem er zum Wanderstabe greifen muß, ist gekommen. Am Beginn des neuen, unbekannten Lebens, das bei der Zerrissenheit seines Vaterlandes, selbst bis in die einzelne Familie hinein, nur trübe Ahnungen in ihm erwecken konnte, ergreift ihn ein Gefühl der Bangigkeit, und mit kindlichem Glauben erhebt er seinen Geist zum Himmel und fleht in einem tiefempfundenen, demütigen Gebete zu Gott um Beistand und Schutz auf die unbestimmte Reise L. 24, 18 (Pf. 88, S. 16):[20])

„Mit saelden müeze ich hiute ûf stên,*)
got hêrre, in dîner huote gên
und rîten, swar ich in dem lande kêre.
Krist hêrre, lâz mir werden schîn
die grôzen kraft der güete dîn,
und pflic mîn wol dur dîner muoter êre."

---

*) „Mit Segen laß mich heut erstehn
Herr Gott, in deinem Schutze gehn
Und reiten, wohinaus mein Weg sich kehre;
Herr Christ, an mir gib an den Tag,
Was deiner Güte Kraft vermag,
Und steh mir bei zu deiner Mutter Ehre"!

Wie du einst, betet er weiter, der Gottesmutter und ihrem Sohne, als er, „junger mensch und alter got," in der Krippe lag, einen Engel schicktest, sie zu pflegen, so gib auch mir einen schützenden Engel zur Seite. — Ein schönes Zeugnis seiner echt religiösen Gesinnung!

Er lenkte seine Schritte an den Hof Philipps, des Sprößlings aus dem hochsinnigen Geschlechte der Staufen, dessen Sängerpflege berühmt war und dessen Interesse er so mannhaft vertreten hatte. Schon am 8. September 1198 finden wir ihn in Mainz, wo er in einem neuen Tone L. 18, 29 (Pf. 97, S. 20) den neugekrönten Philipp mit hochschwebendem Jubel als den Leitstern aller Fürsten begrüßt. Nach dem Krönungsfeste folgte er dem Hofe des jungen „süezen" Königs, an dem er in L. 19, 29 (Pf. 98, S. 21) die volle Freude laut werden läßt über das neue gastliche Asyl, das ihm Philipp gewährte, und das ihn wieder von der gedrückten Stimmung, in die ihn der Tod seines Gönners Friedrich versetzt hatte, befreite:

„Ich bin vil wol ze fiure komen,
mich hât daz rîche und ouch diu krône an sich genomen.
wol ûf, swer tanzen welle nâch der gîgen!
mir ist mîner swaere worden buoz:
êrste wil ich ebene setzen mînen fuoz
und wider in ein hôhgemüete stîgen. Vgl. p. 113.



II.

Erst im Jahre 1203 finden wir Walther nachweisbar wieder in Wien.[21])

Am Beginn November des Jahres 1203 feierte Leopold in Wien bei glänzender Festlichkeit seine Hochzeit mit Theodora Komnena, der Nichte von Philipps Gemahlin, der Königin Irene-Maria. Am Hofe Philipps, mit welchem Herzog Leopold schon seit dessen Wahl zum deutschen Könige in freundschaftlichen Beziehungen stand, die jetzt durch diese neuen Bande der Verwandtschaft nur noch befestigt werden konnten, erhielt Walther, der seit 1198 sich vorherrschend dort aufhielt, die Nachricht davon. Er ergriff die günstige Gelegenheit, dem langverhaltenen Zuge seines Herzens nach dem geliebten Wien zu folgen, da er als Hofmann des Staufischen Königs dieses Fest, ohne den Vorwurf der Zudringlichkeit auf sich zu laden, besuchen konnte. Er mochte die Hoffnung tragen, bei dieser Feierlichkeit, wo die gehobene Stimmung des Festes alter Vergehungen gerne vergißt, den Herzog zu versöhnen und wie einst unter seinem Bruder Friedrich am herzoglichen Hofe Aufnahme zu erlangen.

Ganz erfüllt von der Freude des ersten Wiedersehens nach langer Abwesenheit tritt der Dichter in

den wohlbekannten, festlich geschmückten Kreis von Damen und Rittern und beginnt in vollen Tönen:

„Ir sult sprechen willekomen:
der iu maere bringet, daz bin ich."

Wie ein aus der Fremde Heimkehrender erzählt er, wie die fremden Sitten ihn erst recht den Wert der heimischen erkennen ließen; denn Schönheit, edlen Anstand und gute Zucht, reine Minne und Treue fand er nirgends so wie in den Ländern „von der Elbe bis an den Rhein und wieder hieher zurück bis an der Ungarn Land" L. 56, 14 (Pf. 39, S. 126).

Die Festlichkeit gieng glänzend vorüber L. 25, 26 (Pf. 83, S. 2).[22] Noch nie hatte Walther eine größere Freigebigkeit gesehen, als der junge Leopold damals in Wien entfaltete. Und auch er selbst war vom Herzoge huldvoll bedacht worden, weswegen er der Erfüllung seines Wunsches näher gekommen zu sein glaubte und mit der direkten Bitte L. 84, 1 (Pf. 127, S. 72)[23] an den Herzog rückt: Drei Wünsche hat der Dichter, wären ihm diese erfüllt, so wäre das Maß seines Glückes voll. Der erste ist „gotes hulde," der zweite seiner „frowen minne," der dritte, den er nicht ohne Grund weiter als die beiden Vorausgegangenen ausführt und nachdrücklicher betont, ist der „wünneclîche hof ze Wiene." Nimmer will er ruhen, bis er den wieder verdient hat. Er betont zuversichtlich „mir mag an allen drin noch wol gelingen."

Seine frohe Hoffnung wurde nicht erfüllt. Leopold hatte ihn wie die übrigen „gernden" reichlich beschenkt, doch dauernde Aufnahme an seinem Hofe

gewährte er ihm damals noch nicht. Wieder mußte Walther das ersehnte Asyl verlassen. In Gemeinschaft mit Wolfger von Passau zog er von der herzoglichen Residenz weg. Der kunstsinnige Bischof hatte dem Dichter, dem Lieblinge seines verstorbenen Freundes, des Herzogs Friedrich, den er einst selbst in das Morgenland begleitet, aber nur mehr dessen Gebeine in die Gruft seiner Ahnen zurückgebracht hatte, die alte Zuneigung und Gunst bewahrt. Ein direktes Zeugnis davon hat sich noch bis auf uns herab gerettet. Der bischöfliche Sekretär hat nämlich getreulich in das Ausgabenbuch eingeschrieben, was das Pelzkleid kostete, das sein Herr auf der damaligen Reise am 12. November 1203 in Zeiselmauer kaufte und dem „cantori Walthero de Vogelweide“ zum Geschenke machte.

Den Dichter führte sein Weg nach Thüringen, wo der Landgraf Hermann auf der Wartburg bei Eisenach einen Mittelpunkt dichterischer Bestrebungen bildete, wie sechshundert Jahre nachher Karl August in dem benachbarten Weimar. Schon am Schlusse dieses Jahres ist Walther auf der Wartburg, wo er in einem Gedichte, das uns nur aus dem Zitate in Wolframs Parzival bekannt ist, Hermanns Hofgesinde mit „guoten tac, boes unde guot“ begrüßt.

III.

Als Kaiser Otto IV. nach der Schlacht bei Bouvines am 27. Juli 1214, ein geschlagener Flüchtling, in Köln sich einschloß und fast ein Jahr lang von dem „Darlehen der Kölner und dem Almosen der Engländer seine Bedürfnisse und die Spielsucht und den Aufwand seiner Gemahlin befriedigte,“ während der jugendliche Friedrich teils durch Geld und Versprechungen, teils durch jenen Zauber, der seit jeher an dem Staufischen Namen und den Staufischen Persönlichkeiten gehangen hatte, fast sämmtliche weltlichen und geistlichen Fürsten Deutschlands an sich zu fesseln wußte; da gieng auch Walther, „der Letzten Einer,“ direkt zu Friedrich über, von dem nun die Wohlfahrt seines Vaterlandes abhieng. Der wilde, nur rohen Genüssen nachjagende Otto hatte persönlich den Dichter nie angezogen, dieser war ihm nur als dem Träger der deutschen Kaiseridee so mannhaft zur Seite gestanden, bis auch der letzte Schein von Würde und Bedeutung von ihm verschwunden war.

Der feingebildete Staufe empfieng den einflußreichen Dichter mit offenen Armen und belohnte seine Verdienste um Krone und Reich mit einem Lehen, das aber in den damaligen Verhältnissen den Dichter

nicht ernährte und ihn zwang, sein Wanderleben fortzusetzen. Wieder zog es den Dichter nach Süden, über die Donau.

Gegen Ende 1215 oder am Beginn 1216 ist er in Kärnthen, wo damals Herzog Bernhard [1202—1256] in Villach residierte und nach dem Vorbilde des Wiener und Eisenacher Hofes ein frohes Sängerleben an seine Residenz zu fesseln suchte und daher allen Fahrenden eine gastliche Unterkunft bot.

Durch längere Zeit erfreute sich der Dichter des Herzogs mildreicher Gewogenheit. [„Ich hân des Kerndaeres gâbe dicke enpfangen“. L. 32, 17, Pf. 106 I, S. 57.] Da geschah es, daß ihm der Herzog — wahrscheinlich bei einer Festlichkeit — neue Kleider versprach, die ihm aber nicht verabfolgt wurden. Walther, dessen Gemüt noch von den Sprüchen gegen den Pabst, in denen sein „âtem stanc,“ gereizt war, und den der Gedanke, daß er noch über die Jahre der Kraft hinaus dem unstäten Wanderleben ausgesetzt sei, niederdrückte, verlangte mit unverholener Bitterkeit von den Hofbeamten, daß sie ihm den gegebenen Befehl des Herzogs erfüllen sollten. Die boshaften Höflinge säumten nicht, dem Herzoge die Nachricht davon zu überbringen, indem sie zugleich Walthers Aeußerung entstellten, als hätte ihm dieser die Schmach unmilder Behandlung zugeschrieben, was ihn um so mehr erzürnte, da diesmal wirklich nur der augenblickliche Mangel an neuen Kleidern die Erfüllung des gegebenen Versprechens unmöglich gemacht hatte.

Als der Herzog in Folge dessen dem Dichter „diu wangen“ bot, suchte derselbe ihn zu besänftigen. Er

hatte erkannt, daß man seine Aeußerung in ein falsches Licht gerückt habe, ja auch den Inhalt der Verleumdung selbst scheint er geahnt zu haben; denn in L. 32, 17 entschuldigt er den Herzog, daß er sein Versprechen nicht erfüllt habe. Es sei ihm diesmal nur ergangen, wie es gerade den freigebigen Fürsten oft zu geschehen pflegt, die in ihrer Milde mehr Gaben zusprechen, als im Augenblicke herbeigeschafft werden können; darum sei er ihm auch nicht gram. Um der Anschuldigung der Höflinge die Spitze abzubrechen, beteuert er in diesem Gesange offen, wie viele Beweise der Zuneigung und Gunst er vom Kerndaere, der „willeclîche sprichet jâ,“ schon erhalten habe, so daß er hoffe, er werde ihm jetzt wegen „eines Versehens“ seine Huld nicht entziehen. Es ist charakteristisch für die verbitterte Stimmung Walthers, daß selbst dieses Gedicht, das Versöhnung bezweckte, von Schroffheit nicht frei blieb, [„daz man mir niht engap, dar umbe zürne er anderswâ“] was den neidischen Höflingen willkommen war, dem Zwiste neue Nahrung zu geben und den Riß zwischen dem Herzoge und dem Dichter noch zu erweitern.

Bald gelang es ihnen, Walther aus der Nähe des Herzogs gänzlich zu verdrängen. Das war für den Dichter der empfindlichste Schlag. Denn so lange er in der Nähe des Herzogs weilte, hatte er immer noch Aussicht, daß es ihm gelingen werde, bei günstiger Gelegenheit die „lügenaere“ zu entlarven und so sein Ansehen beim Herzoge wieder herzustellen. Jetzt aber war ihm der Arm gelehmt, der Streit mußte sich in die Länge ziehen, der Ausgang war sehr zweifelhaft. In

L. 44, 23 (Pf. 42, S. 156)[24]) bricht er in die Klage aus, daß die Lügner ihr Unwesen so offen treiben, alle Biedern ins Verderben stürzen, überall Unglück und Verwirrung ungestraft ausstreuen können!

„Ich lepte wol und âne nît,*)
wan durch der lügenaere werdekeit.
Daz wirt ein langer wernder strît:
ir liep muoz iemer sîn mîn herzeleit.
5. Ez erbarmet mich vil sêre,
daz s'als offenlîche gânt
und niemen guoten unverworren lânt.
unstaete, schande, sünde, unêre,
die râtents iemer swâ mans hoeren wil.
10. ouwê daz man si niht vermîdet!
daz wirt noch maneger frouwen schade
und hât verderbet hêrren vil.“

Dennoch suchte der Dichter aus der Ferne dem Herzoge über das Treiben der „hovebellen“ die Augen zu öffnen. In L. 32, 27 (Pf. 106 II, S. 58) zeigt er ihm, wie sie sich durch den eigenen Klang verraten,

*) „Ich lebte wohl und unbedroht,
Nur sollte nicht der Lügner Ansehn sein;
Wann endet einmal diese Not?
Ihr Glück ist immer meines Herzens Pein.
Mich erbarmt, wie sie's im Lande
Treiben frech und unverdeckt
Und keinen Biedern lassen ungeneckt:
Untreue, Falschheit, Sünd und Schande,
Die raten sie, so lang man ihnen glaubt.
O weh, daß man sie nicht vermeidet!
Das wird noch mancher Frauen leid
und hat viel Herren Glücks beraubt.“

den Mäusen ähnlich, „die sich selbe meldent, tragent si schellen.“ Der „edel Kerndenaere“ möge sich doch genauer erkundigen über das, was er gesungen habe, und worüber er, der „milte fürste,“ sich gräme, als wäre es gegen seine Ehre gewesen. Auch dieses Gedicht blieb erfolglos. Wahrscheinlich ist ihm der rechte Weg versperrt worden.

Je weiter der Herzog sich von Walther entfernte, um so näher rückte ihm ein anderer Dichter, der an der Spitze der Höflinge unhövesch sanc, indem er Spottgedichte auf Walther machte. In L. 31, 33 (Pf. 108, S. 60) weiß Walther noch nicht, wer von den Sängern am Hofe des „tievels sâmen,“ wodurch „hövescher sanc und fröide“ gestört wurde, ausgestreut und ihn verdrängt habe.

Walther mußte endlich zur Ueberzeugung kommen, daß alle seine Bemühungen erfolglos bleiben.

So war der wandermüde Sänger hilf- und obdachlos und sah sich gezwungen, wieder den Wanderstab zu ergreifen, um mit seinem Liede von Hof zu Hof den Unterhalt zu suchen. In dieser Not richtet er seinen Blick nach Wien und wendet sich flehend an den Herzog Leopold:

„herzoge ûz Ôsterrîch Liupolt, nû sprich:
dun wendest michs alleine, sô verkêre ich mîne zungen.“ Vgl. p. 117.

Leopold scheint mit seiner Antwort gezögert zu haben, darum will er sich in L. 32, 7 (Pf. 107, S. 59) nun wirklich „des scharpfen sanges ouch genieten“ und „gewalteclîch und ungezogenlîch“ vor-

gehen. Er kennt jetzt den Führer der Gegner am Kärnthner Hofe, es ist der Sänger Stolle.

Aber kaum hat er begonnen, den Lästermäulern mit Schelten zu erwidern, als er den Gedankengang plötzlich abbricht und dem Hofe den Rücken kehrt mit den Worten: „Nun mäste sich die Bosheit hier, da sie den Sieg errang." Stolle hatte seine Sangesweise überhaupt angegriffen und herabzuziehen gesucht, wodurch sein gerechtes Selbstbewußtsein vom Werte seiner Kunst verletzt wurde. Stolz erwidert er dagegen: „ze Ôsterrîche lernt ich singen unde sagen;" — also am ersten Musenhofe seiner Zeit — dort gilt höfischer Gesang, darum will ich dorthin meine Zuflucht nehmen:[25])

„dâ wil ich mich allerêrst beklagen:
vind ich an Liupolt höveschen trôst, so ist mir
mîn muot entswollen." Vgl. p. 117.

So verließ der Dichter Kärnthen und kam nach Wien, wo ihm endlich nach so vielen Jahren sein Herzenswunsch in Erfüllung gieng, indem Leopold durch die wiederholten Bitten und vielleicht auch durch andere Umstände, die uns verborgen sind, bewogen, „die alte Schuld" vollends vergaß und ihn an seinem „wünneclîchen hof" aufnahm.

Das dortige Leben war damals nicht so glänzend wie früher, da der Herzog für den Kreuzzug sparte und die Ritter seinem Beispiele folgten. L. 36, 1 (Pf. 120, S. 61):

„Dô Liupolt spart ûf gotes vart, ûf künftige êre,
si behielten alle samt, si volgeten sîner lêre,
si zuhten ûf, alsam si niht getorsten geben.

daz was billich: wan sol iemer nâch dem hove leben. Vgl. p. 119.

Der Dichter fand es billig und wußte sich darein zu fügen.

Im Sommer 1217 ward der Kreuzzug angetreten, wodurch es am Hofe noch stiller und einsamer wurde.

Walther hinterließ uns ein Gedicht, in dem er das damalige Leben am Wiener Hofe in humoristischer Weise mit dem frühern in Kontrast setzte L. 24, 33 (Pf. 86, S. 4).[26] Der Dichter mochte wohl damit sich und seine Umgebung zu erheitern suchen, bis er um 1218, in welchem Jahre Berthold von Andechs Wolfger auf den Patriarchenstuhl folgte, einen Besuch in Aquileja machte, um hier Leopolds Ankunft aus dem Morgenlande abzuwarten.[27]

Leopold hatte sich an der dalmatinischen Küste mit König Andreas von Ungarn vereinigt und war nach sechzehntägiger Fahrt vor Akkon gelandet. Er focht heldenmütig beim Angriffe auf die von Aladil auf dem steilen Gipfel des Berges Tabor erbaute feste Burg. Trotzdem Andreas schon beim Antritt des Winters, durch die geringen Erfolge entmutigt, das heilige Land verließ, harrte Leopold bis zum Frühjahre 1218 aus, wo er sich mit den neuankommenden niederländischen, friesischen und kölnischen Pilgern unter dem Grafen von Holland vereinigte und den Gedanken faßte, mit ihnen Damiette, den Schlüssel Aegyptens, zu erobern. Um Pfingsten 1218 begann der Belagerungskrieg vor dieser mit hohen Mauern und Türmen befestigten Stadt, der sich an Mut und

Tapferkeit, an Anstrengungen und Gefahren mit den Kämpfen vergleichen läßt, welche in den Tagen Saladins gefochten wurden. Leopold zeigte sich als würdigen Sohn des Helden vor Akkon. Als der feste Kettenturm im Nilstrom, Damiette's Hauptbollwerk, nach viermonatlicher Belagerung erstürmt worden war, die Christen den Nil überschritten, sich des Türkenlagers bemächtigt und Damiette von allen Seiten eingeschlossen hatten, verließ Leopold am 1. Mai 1219 Aegypten. Er nahm den Rückweg über Aquileja, wo er gegen Ende September 1219 eintraf und ihm Walther an der Spitze einer Wiener Gesandtschaft den schönen Gruß L. 28, 11 (Pf. 152 S. 79) entgegenbrachte, als dem ruhmbeladenen und sündenfreien Helden, zu dem er sagen kann:

„ir sît wol wert, daz wir die gloggen gegen iu liuten,
dringen unde schouwen als ein wunder komen sî.“ Vgl. p. 125.

Mit einem bewunderungswürdigen Freimut ermahnte hier der Dichter den Herzog, den durch die Kreuzfahrt erworbenen Ruhm zu Hause durch edles Benehmen zu bewahren und sich so des dargebrachten, glänzenden Lobes wert zu zeigen, damit nicht jemand Anlaß erhalten könnte zu äußern: „Ihr hättet besser in Palästina einen ehrenvollen Tod gefunden.“ Darin vernehmen wir den Dichter, der drei Kaisern als Ratgeber zur Seite gestanden hatte.

Mit dem Kreuzheere zog Walther nach Wien zurück, wo sich Leopold wieder als friedliebenden, weisen Regenten,

als hochherzigen Gönner und Beschützer der Sangeskunst bewies.

Dem Dichter wurde, wie einst unter Friedrich, alles zu einem heitern, sorgenlosen Leben geboten. L. 34, 34 (Pf. 119, S. 62):

„Die wîle ich weiz drî hove sô lobelîcher manne,
sô ist mîn wîn gelesen unde sûset wol mîn pfanne.“

Er fand jetzt den „höfischen Trost,“ nach dem er sich in Kärnthen gesehnt hatte:

„so ist mîn höfscher trôst zehant dâ bî
Liupolt, zwir ein fürste, Stîre und Ôsterrîche,“

so daß er der Milde und Tüchtigkeit Leopolds die keines Andern vergleichen kann:

„niemen lept den ich zuo deme gelîche:
sîn lop ist niht ein lobelîn: er mac, er hât, er tuot.“ Vgl. p. 119.

Der Dichter stellt ihn in der letzten Zeile dem Herzog Bernhard von Kärnthen gegenüber, der wohl auch geben wollte, allein weder genug hatte noch tat. Auch im Gedichte: „Daz milter man gar wârhaft sî“ L. 104, 33 (Pf. 154, S. 73) lobt er, auf die in Kärnthen erfahrenen Verhältnisse zurückblickend, den klugen Sinn und die unabläßige Tätigkeit, womit Leopold seinen „großen Willen“ zu geben erfüllt und sich so „Ehren pflickt, die nimmermehr vergehen.“ [28])

So lohnte jetzt Leopold dem vielgeprüften Sänger die Anhänglichkeit und Liebe, die er ihm und seinem Hofe unter allen Stürmen und Leiden durch mehr als zwanzig Jahre treu bewahrt hatte. [29])

Von Wien aus hatte der Dichter wiederholt Ge-

legenheit, den gastlichen Hof des herzoglichen Oheims, Heinrichs von Mödling, zu besuchen, den er in L. 34, 34 zugleich mit dem „biderben patrîarke“ rühmt und mit Welf VI. von Baiern, Herzog von Spoleto und Markgraf von Toskana, dessen Milde sprichwörtlich war, vergleicht.[30])

Doch wie sehr Leopold den Dichter ehren, wie sehr der Wiener Hof Pracht und Glanz entfalten mochte, des Dichters Freudigkeit und Heiterkeit schwand mehr und mehr unter der Last der Jahre.

Der Schmerz, mit dem er Deutschland von seiner Höhe herabsinken sah, die vielen Enttäuschungen, die er erfahren, die Intriguen seiner Feinde, die er bei seinem offenen, rückhaltslosen Wesen überall fand, die Sorgen um die materielle Existenz, welche seit 1198 auf ihm gelastet hatten, Kummer und Ungemach jeglicher Art hatten das Gemüt des von Natur aus zum Ernste geneigten Dichters mehr und mehr verdüstert. Das Gedicht von den drei Höfen scheint das letzte zu sein, in dem er unter dem frischen Eindrucke der endlichen vollständigen Erfüllung seines Lebenswunsches noch eine volle ungetrübte Heiterkeit entfaltete.

Im nächsten Gedichte L. 36, 1 (Pf. 120, S. 61) beginnt schon die Klage über die Kargheit der österreichischen Ritter, welche ihrem Herzoge nur im Sparen, aber nicht mehr in der Freigebigkeit nachahmen.

Gerade jetzt glaubt der Dichter mehr denn je Anspruch auf ihr Entgegenkommen und ihre Freigebigkeit zu haben, denn schon „seit 40 Jahren oder noch mehr“ hat er gesungen von Allem, was des edlen Menschen

Brust bewegt, hat seit seiner frühesten Jugend mit unverdrossener Freudigkeit nach wahrem Werte und echter, sittlicher Würde gestrebt, so daß er mit Selbstzufriedenheit ausrufen kann:

„sô bin ich doch, swie nider ich sî, der werden ein (der Werten Einer),
genuoc in mîner mâze (Bescheidenheit) hô.“ L. 66, 21 (Pf. 75, S. 196).

Bald werden die Klagen über die Kargheit der Ritter, über Lieblosigkeit und Undank der Welt, über falsche Freunde und unrechte Minne häufiger.

Zwar würde man dem Dichter Unrecht tun, wollte man alle diese Klagen über die zunehmende Verderbnis der Welt bloß auf Rechnung seines Alters schieben. Die Zeitumstände hatten sich wirklich zu ihrem Nachteile geändert.

Aus den vorausgegangenen Blättern wird sichtbar geworden sein, wie Walthers Leben auf den Scheidepunkt zweier Perioden der mittelalterlichen Geschichte fällt.

Seine Jugend gehörte der gewaltig herrlichen Zeit Barbarossas und seines genialen Sohnes an, in welcher das mittelalterliche Ritterleben zu seiner vollsten Blüte emporsproßte.

Die Blüte war schön und prachtvoll, aber kurz, weil sie nicht aus deutschem Boden hervorgewachsen, sondern aus der Fremde heimgebracht worden war.

Seit dem Tode des 32jährigen Kaisers Heinrich war Deutschland aus seiner angebahnten Entwicklung aufgeschreckt. Die bösen Elemente, die „der Hammer der Erde“ zu Boden gedrückt, erhoben ihr Haupt und

säten Unrecht und Gewalt, stürzten das Reich in Kampf und Verwirrung, die die unberufene päbstliche Einmischung in die deutschen Verhältnisse noch vermehrte. Mit gewaffneter Faust mußte jeder selbst sich und seine Habe zu schützen wissen, denn die Reichsgewalt konnte es nimmer.

Unter diesem erwachenden Faustrecht entschwand die ideale Denkweise aus dem Ritterstande und damit auch dessen sittlicher Halt. Ein kalter, herzloser Egoismus nahm mehr und mehr überhand, führte einen allgemeinen Verfall der guten Zucht und Sitte der feinen Hofbildung herbei, unter welchem auch der Minnegesang und Minnedienst zu schlüpfriger Sinnlichkeit gröblichster Art sich verkehrte.

Diese rasche Aenderung der Dinge mußte Walther — eine durch und durch selbständige, starr gewordene Natur — notwendig zum Vergleiche zwischen Einst und Jetzt drängen und sein edles Gemüt mit Kummer erfüllen.

Tiefbewegt ruft er aus: „Hievor, war die Welt so schön"! Doch nun:

„Waz sol lieblich sprechen? waz sol singen?*)
waz sol wîbes schoene? waz sol guot?
Sît man nieman siht nâch fröiden ringen,

---

*) „Was soll weise Rede, was soll Singen?
Was soll Frauenschöne, was soll Gut?
Seit man niemand sieht nach Freude ringen,
Seit man ungescheut das Schlechte tut,
Seit man Treue, Milde, Zucht und Sitte
Stieß aus unsrer Mitte,
So verzagt an aller Lust der Mut.."

sît man übel âne vorhte tuot,
Sît man triuwe, milte, zuht und êre
wil verpflegen sô sêre,
sô verzagt an fröiden maneges muot.“ L. 112, 10 (Pf. 71, S. 121).[31])

Aber von der andern Seite galt jetzt dem Dichter selbst der Ausspruch, den er einst in seiner Jugend getan: „Niemand taugt ohne Freude.“ L. 99, 6 (Pf. 21, S. 165). Leopold mochte wohl der beständigen Klagen über die böse Welt überdrüßig geworden sein und verwünschte den Dichter halb im Ernst, halb im Scherz in den Wald, d. h. vom geselligen Verkehr der Menschen weg, in die Einsiedelei, wohin solche Klagen am füglichsten gehörten. L. 35, 17 (Pf. 121, S. 63).[32])

Mit diesem Gedichte verschwinden uns die Spuren von des Dichters Anwesenheit in Oesterreich. Im April 1220 zog er mit Leopold zum Hoftage König Friedrichs nach Frankfurt. Sein geliebtes Wien sah er nimmer wieder.

Denn mit dieser Reise trat er in die letzte Periode seines Lebens, die sich in den äußern Verhältnissen dadurch charakterisiert, daß er sein eigener Wirt war und am eigenen Herd erwarmen konnte. Auf seinem vom Kaiser neu aufgebesserten Lehen zu Würzburg saß nun der Dichter nach einem vielbewegten, stürmevollen Leben.[33])

Allein in einem harmlosen Stillleben fand der gewaltige Geist für die Dauer seine Befriedigung nicht. Jener innere Trieb zu schaffen und die Welt nach seinen Ideen zu bewegen, der großen Charaktern inne-

wohnt, der Walther einst auf die Bühne der Weltgeschichte gebracht hatte, war auch im Greise noch nicht erstorben, nur eine andere Richtung hatte ihm die geistige Entwicklung des Alters gegeben.

Wie einst im Dienste der weltlichen Minne, wie im Dienste des Vaterlandes, so entfaltete jetzt Walther seine ganze Tätigkeit im Dienste Gottes, dessen vollste Erfüllung er in der Verwirklichung eines allgemeinen Kreuzzuges erblickte. Darum erschien er auf den Hoftagen zu Würzburg, Nürnberg, Augsburg und Frankfurt, Fürsten und Ritter für die Kreuzfahrt zu begeistern; darum ermutigte er wiederholt den Kaiser, sein Gelübde zu erfüllen und strafte jene, die ihn — wie er glaubte — daran hinderten.

Der Kreuzzug kam, wenn auch spät, doch zu Stande, und so wurde unserem Dichter die Freude zu Teil, den höchsten Ritterdienst zu erfüllen, den selbst Kaiser als Krone ihrer Taten zu schätzen pflegten. Als er auf dem Wege von Würzburg nach Italien zum erstenmal seit seinen Jünglingsjahren die Stätte seiner Kindheit wiedersah, entstand die wunderbare, ideentiefe Elegie: „Owê war (wohin) sint verswunden alliu mîniu jâr,“ die zu dem vollendetsten gehört, nicht allein was die Lyrik Walthers, sondern was je in irgend einer Zeit, bei irgend einem Volke die Lyrik hervorgebracht hat. [34])

Doch die Sehnsucht, „die liebe Reise zu fahren über die See,“ drängte ihn mit den Kreuzfahrern weiter nach Apulien. Auf diesem Zuge entstand beim Anblick des wogenden Meeres der feierliche Kriegsgesang L. 76, 22, (Pf. 78, S. 199) [35]) um damit die

Kreuzschaaren von neuem zu begeistern: „zu befreien des Sohnes Heimatland.“ Und als er endlich seinen Fuß auf den heiligen Boden setzt, ruft er beseligt aus: „Jetzt erst fühle ich mein Leben verherrlicht, seit mein sündig Auge dieses hehre, hochgepriesene Land erschaut.“ L. 14, 38 (Pf. 79, S. 200).

Dieses Lied, in dem seinem Blick in anbetender Betrachtung „der Wunder, die hier geschehen sind,“ alles Irdische entsinkt, klingt uns schon wie sein Abschiedsgruß entgegen: „Gute Nacht, Frau Welt, ich fahre zur ewigen Heimat.“ [„Got gebe dir, frô Werlt, guote naht: ich wil ze herberge varn.“]

Aus der vorausgegangenen Entwicklung der Verhältnisse Walthers ersehen wir, daß er nirgends öfters, länger und lieber sich aufgehalten hat als in Oesterreich.

Hier löste sich seine Zunge zum Gesange, verlebte er die schönste Zeit der Jugend und Liebe. Als ein eigentümliches Schicksal ihn in das weite deutsche Reich hinaus brachte, seine hohe politische Mission, die er in Oesterreich begonnen, zu erfüllen, zog es ihn immer wieder mit unwiderstehlicher Gewalt über die Donau, zu dem sangesfrohen Hof der Babenberger zurück.

In der Vollkraft seiner Jahre, auf dem Gipfelpunkte seines Dichterruhms vernehmen wir hier den wunderbaren, feierlichen Festgesang über deutsche Zucht und Sitte und das Lob des edlen Fürsten aus Oesterreich.

Als er an der Schwelle des Greisenalters angekommen war, fand er hier wieder wie in seiner Jugend die liebevollste Pflege, so daß er den Wanderstab bei Seite legen und ausrufen konnte: „Verschwunden ist die Not, die mich zwang, von Hof zu Hof zu wandern.“

Dem Lande aber, das den Dichter groß gezogen, in dessen Pflege er die schönsten Weisen der Minne und patriotischen Begeisterung gesungen hat, steht es vor allen Andern zu — auch wenn nicht in ihm des Dichters wirkliche Heimat läge — seinen Dichter zu krönen; ja Oesterreich, dessen wonniglichen Hof und dessen Fürsten er durch seinen Gesang verherrlicht hat, dessen Preis in Walthers Gedichten verewigt ist, hat eine heilige Pflicht der Pietät, des unsterblichen Sängers Andenken zu ehren!

Und wo in Oesterreich soll zunächst Walthers Denkmal stehen?

Doch wohl in jenem Lande, reich an Sängern und Helden, wo nach dem heutigen Stand der Forschung Walthers Wiege stand, und „wo er von Kinde ward erzogen"!

Dort auf jener Völkerscheide, wo der Grenzstein steht zwischen deutschem und romanischem Wesen, in der letzten deutschen Stadt gegen Süden, in Bozen, am Eingange seines Heimatstales, stehe das Monument des größten deutschen Lyrikers des Mittelalters, dem Fremdling aus dem Süden zum Zeichen, daß hier die deutsche Zunge deutsche Lieder singt!

Dort rage es auf hoch und gewaltig, wie er einst stand hoch und gewaltig über seiner Zeit, damit es auch sei ein Mahnzeichen, das den kommenden Geschlechtern die Erinnerung an ihren Dichter wachhalte, und sie kennen und schätzen lernen, sein Streben nach der Menschheit edelsten Gütern, seinen Heldensinn und seine Liebe zur hei-

matlichen Erde, heimischen Sprache und Sitte, und so sich erfülle, was noch jüngst ein geistesverwandter Dichter sang:

„Und aus dem Standbild ströme Leben auch,
Des großen Geistes lebenswarmer Hauch;
Dann ziemt auch uns das schöne, stolze Wort:
So war und bleibt er unser fort und fort!"

Das deutsche Volk hat den Ruf verstanden, nicht nur von den Ufern der Etsch bis zur Donau, sondern hinauf bis zum Nord- und Ostseestrand.

Schon ist die Hand ans Werk gelegt. — Laßt es bald erstehen; der Lorbeerkranz um des Dichters Stirn krönt auch den Kränzenden!

Exkurse und Zitate.

[1]) Gottfrieds Tristan. Ausg. v. Maßmann 4777.

[2]) Zuerst hat Fr. Pfeiffer in seiner Walther-Ausgabe vom Jahre 1864 wahrscheinlich zu machen gesucht, daß die hier in Rede stehende Vogelweide im Eisaktal liege. Er hatte somit zu Gunsten dieser neuen Ansicht seine frühere Meinung von der fränkischen Heimat Walthers aufgegeben, trotzdem er sie schon lange mit der ihn auszeichnenden Energie und Zähigkeit verfochten hatte. Schon im folgenden Jahre stellte Rud. Menzel, Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide, eine subjektive und objektive Behauptung auf. [Allerdings eigentümlich] P. 51 heißt es: „Und so behaupte ich denn, einzig auf das Heimatlied gestützt, mit noch größerer Zuversicht als Pfeiffer, daß das von ihm nachgewiesene Vogelweide nicht etwa bloß die meiste Wahrscheinlichkeit für sich habe, sondern daß es wirklich die Geburtsstätte unseres Dichters sei." Das objektive Urteil gibt er p. 340, wo ihm, nachdem er die Gründe, welche für Walthers Heimat in Oesterreich, Franken, Schweiz und Tirol sprechen, ausführlich besprochen hat, feststeht: „Daß unter allen bisher geltend gemachten Ansichten über des Dichters Heimat die neueste Pfeiffer'sche die überwiegende Wahrscheinlichkeit

für sich hat." Dieselbe Ansicht wiederholt er noch in den Berichtigungen p. 352.

1869 äußerte Egger: „Walthers Geburtsort, die Vogelweide, lag nach den neuesten Forschungen im Eisaktale Tirols." U. s. viele Andere. Seitdem haben die diesbezüglichen Forschungen nicht geruht, und mancher erhebliche Grund ist noch herbei gebracht worden, [vgl. die zusammenfassenden Arbeiten von Zingerle, zur Heimatfrage Walthers, Germania XX, 257 ff und Anzoletti, zur Heimatfrage Walthers von der Vogelweide, Bozen, II. Aufl. 1876] so daß wir mit vollem Rechte sagen können: „Die Heimat Walthers liegt nach dem heutigen Stande der Forschung in dem Laiener Riede im Eisaktal."

Die vorliegende Arbeit war schon abgeschlossen, als mir das soeben bei Käser in Wien erschienene Prachtwerk, „deutsche Minnesänger in Bild und Wort," gezeichnet von E. v. Luttich, gestochen von E. Forberg, Text von H. Holland, in die Hände kam. Darin heißt es unter anderem: „Ueber die Heimat dieses süßen Liedermundes wurde seit 50 Jahren viel gestritten. Nachdem man ihn lange für Schwaben und der Schweiz, Baiern oder Franken, für Böhmen und Steiermark in Anspruch genommen, gilt er in neuester Zeit als Tiroler."

[3]) Daß Walther mit Ortulf von Säben nach Wien gekommen sei, hat Zingerle, Germania XX, 268, wahrscheinlich gemacht. Dafür spricht auch der innere Zusammenhang. So erklärt es sich, wie Walther zur Ausbildung in der Sangeskunst an den herzoglichen Hof nach Wien gekommen sei, viel natürlicher, als wenn man, wie es früher der Fall war, annimmt, daß er als Vogelwärter o. dgl. sich allmälig den Zutritt zu Hofe erworben habe.

[4]) Zahn, Cod. Diplom. Austr. — Fris. I, 121.

5) Das Gedicht, in dem Walther direkt auf das Zerwürfnis anspielt, findet sich bei L. 25, 26, Pf. 83, S. 2, wo es Zl. 14 heißt: „ezngalt dâ nieman sîner alten schulde;“ woraus hervorgeht, daß das Mißverhältnis zwischen beiden durch des Dichters Verschuldung herbeigeführt wurde.

Simrock, der diesen Spruch unrichtig, wie später gezeigt werden soll, auf Friedrich den Katholischen bezieht, stellt die Deutung von Zl. 14 auf eine Verschuldung des Dichters in Abrede. Er sagt zu 2: „Es darf nicht auf eine Schuld gegen den Herzog geschlossen werden, deren der Dichter nicht mehr zu entgelten brauchte.“ Dieser Einwand fällt weg, wenn gezeigt sein wird, daß der Spruch auf Leopold zu beziehen ist, dem gegenüber Walther „sîne alten schulde“ noch lange entgelten mußte.

Wackernagel II, 133; Pfeiffer zu 83 und teilweise Rieger p. 10 erblicken in dieser „alten Schuld“ die alten Zechschulden der Fahrenden, was aber schon deswegen nicht zu glauben ist, weil diese mit Pfändern gedeckt wurden, welche, sollten sie nicht verfallen, aus leicht begreiflichen Gründen bald eingelöst werden mußten und daher nicht Alte genannt werden konnten. Dazu kommt, daß die hier in Rede stehenden Fahrenden meist auswärtige Gäste waren, — wie damals Walther selbst — welche schon deswegen in Wien keine alten Zechschulden haben konnten.

Endlich sagt Zl. 14 nach Sk. Ws. und Pfs. Deutung nichts anderes, als daß der Herzog gegen alle Gäste sehr freigebig gewesen sei, was schon in den vorausgegangenen Zeilen genugsam gerühmt worden ist; ja der Schluß des Gedichtes wäre doch höchst unschicklich mit dem Ausrufe: „Niemand brauchte seine alten Schulden zu zahlen“ und würde, wenn man die letzte Zeile des Gedichtes — „das war ein liebevoller Entschluß“ — in Be-

tracht zieht, geradezu einen komischen Eindruck machen, [als wäre Walther von keiner geringen Schuldenlast befreit worden] was sich doch mit der vorausgegangenen Würde des Gedichtes nicht vertrüge. Aber sehen wir in dieser Zeile die Beziehung auf seine Schuld gegenüber Leopold, dann gewinnt sie erst Bedeutung. Dann ist sie ein Ausdruck des Dankes, daß der Herzog auch ihn wie die übrigen reichlich beschenkt habe, und der Freude, weil er darin, daß er seiner alten Schuld nicht mehr entgelten durfte, das Zeichen zu erblicken glaubt, daß der Herzog den alten Fehltritt vergessen habe und ihm wieder gut sei. Deswegen ruft er in der folgenden Zeile jubelnd aus: „Das war ein liebevoller Entschluß.“ [„daz was ein minneclîcher rât.“ L. 26, 2] Menzel sagt p. 118: „Ich glaube weder an den Doppelsinn, [wie Rieger p. 10] noch daran, daß Leopold nur ausnahmsweise hinsichtlich der früheren Verschuldung die Augen zugedrückt habe, sondern setze voraus, Walther habe vorher völlige Verzeihung erlangt.“ Menzels Meinung bleibt eben nur Voraussetzung ohne jeglichen Grund. Wäre Walther schon 1199 mit dem Herzog ausgesöhnt worden, so wäre es nicht auffallend gewesen, daß auch er wie die übrigen beschenkt worden sei. Dagegen spricht auch das „dâ“ in Zl. 14 und besonders Leopolds folgendes Verhalten zu Walther.

[6]) Meiller, Reg. Nr. 285, p. 242.

[7]) Menzel p. 86 will den weitaus größten Teil der vorhandenen Minnelieder in die Zeit nach 1198 setzen, weil, sagt er, „nirgends eine Spur zu finden ist, daß Walther schon vor 1198 als der erste höfische Minnesänger in ganz Deutschland gegolten hätte. Erst zwischen 1198 und 1215 verkünden uns andere namhafte Kunstgenossen Walthers Dichterruhm.“ Allein das wird bei Berücksichtigung der mittelalterlichen

Verhältnisse niemand befremden, um so weniger, wenn wir sehen, daß wir auch noch von 1198—1215 nur Ein solch direktes Zeugnis haben, nämlich das Gottfrieds, [und selbst das ist nur zufällig durch den Tod Reinmars veranlaßt worden] trotzdem wir aus anderen Umständen berechnen können, daß damals schon sein Ruhm durch ganz Deutschland gedrungen war.

Wenn Menzel noch seine Uebereinstimmung mit der Tradition, welche „den Höhepunkt von Walthers Dichterruhm in die Zeit des Sängerkrieges auf der Wartburg setze", herbeibringt, so gibt er auch damit keinen Beweis für seine Meinung. Denn man beachte zunächst, daß mit der Behauptung, der größere Teil der Minnelieder falle in die Zeit vor 1198, nicht gesagt ist, daß Walther bis dahin den Höhepunkt seines Dichterruhms erstiegen hätte, [was Menzel ganz identisch zu sein scheint] da dabei besonders sein öffentliches Auftreten mit den patriotischen Gesängen in Betracht kommt. Ferners beweist die Sage vom Sängerkrieg auf der Wartburg nur, daß zur Zeit, wo jenes wunderliche Gedicht entstanden ist — erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts — Walthers Dichterruhm noch im Gedächtnis des Volkes fortlebte, daß er zu den hervorragendsten Dichtergenossen Wolframs von Eschenbach gehörte, dessen Parcival den Anlaß zur Entstehung der Sage gegeben hat u. dgl. Vgl. Bartsch, Parcival X., Koberst. und Simrs. Wartbrgkr. Allein zu einer genauen chronologischen Fixierung der Minnedichtung Walthers gibt diese Sage auch nicht den geringsten Anhaltspunkt.

*) Wenn Walther in L. 32, 14 sagt: „ze Ôsterriche lernt ich singen unde sagen", und damals Reinmar der Alte dort als der gefeiertste Sänger galt, so ist es wohl von vorn herein zweifellos, daß dieser auf die poetische Entwicklung Walthers den größten Einfluß genommen habe.

Karl Zauker hat im III. Jahresbericht des Landes-Real- und Obergymnasiums zu Horn 1875 einen glücklichen Versuch gemacht, den Einfluß der Reinmar'schen Poesie auf die Minnedichtung Walthers nachzuweisen. Darnach hätte Walther manches aus Reinmar in seine Dichtungen herübergenommen und mit dem Stempel des eigenen Geistes versehen wiedergegeben. So „jenes Zurückziehen in sich bei Freud und Leid, die Beschäftigung mit seinem eigenen Innern, das Element des Gedankens". Vgl. R. 151, 33; 163, 18; 165, 1; 165, 37; 174, 24; 180, 1; 192, 9 und 181, 13 mit W. 41, 35, 37; 42, 18; 44, 15; 55, 8; 64, 22; 99, 27. [Reinmar nach MSF, Walther nach L.] Dieses Element offenbart sich bei beiden Dichtern auch in anderer Form, indem sie nämlich den „Verhältnissen der Wirklichkeit zum Trotze mit ihrer innern Welt sich zufriedengeben und selbst in einer trügerischen Hoffnung Trost finden." Vgl. R. 153, 8 mit W. 120, 36, wozu auch der Charakterzug stimmt, daß beiden Sommer und Winter gleichen Lobes wert sind. Vgl. R. 155, 4; 169, 9 mit W. 118, 2; 99, 6 und ferner, daß sie sich den „nît" gefallen lassen. Vgl. R. 151, 16; 152, 10; 153, 10 mit W. 63, 14; 59, 1; 74, 2. Beide übertragen „die Verhältnisse des Lehenswesens auf die Minne." Vgl. R. 152, 5; 182, 18; 159, 25 mit W. 52, 25; 112, 20; 116, 24; 120, 16. Beiden steht der Kaiser nicht so hoch, daß er nicht gerne um die Gunst der Geliebten sich in ihren Dienst begäbe. Vgl. R. 151, 30 mit W. 63, 5. Beide glauben, daß die Geliebte ihnen ihre Gunst erweisen würde, würde sie die Tiefe ihrer Liebe kennen. Vgl. R. 159, 33 mit W. 14, 19. (Vgl. Z. p. 11 ff.)

Sicherere Zeugnisse für den Einfluß Reinmars auf Walther als die angeführten, welche sich bei ihrer allgemeinen

Natur, bei den vielfach gemeinsamen Quellen, aus welchen beide für ihre Dichtungen schöpften, auch anders erklären ließen, geben andere Vergleichungsmomente. So ist das Lied 48, 38, worin Walther den Namen Weib über den Namen Frau stellt, das schon seiner Diction nach in die erste Zeit dieser Wiener Periode gesetzt werden muß, durch Reinmars Lied 165, 28, worauf sich Walther in 82, 34, 35 ausdrücklich bezieht, veranlaßt worden. Von Reinmar hat Walther auch den Scherz mit dem Zurückgeben des Kusses. R. 159, 37 und W. 54, 7. Die Beziehung in R. 192, 18 und W. 102, 29 bleibt nur eine ansprechende Vermutung Jaukers.

Daß Reinmars Einfluß besonders auf die formelle und metrische Entwicklung des jungen Dichters bedeutend gewesen sei, liegt in der Natur der Sache. Bei ihm ersah Walther zuerst die Formen des Zwie- und Selbstgespräches, die künstlichen Spielereien wie W. 54, 37 nach R. 181, 13 u. a. Von ihm erhielt er die Kenntnis der metrischen Gesetze. Dafür zeugen die Gedichte, welche bei beiden Verse von gleicher Anzahl von Hebungen haben, R. 187, 31; 191, 7; 191, 34; 203, 10 und W. 44, 35; 71, 35; 92, 9 und noch mehr der Umstand, daß wir bei Walther und Reinmar einige ganz gleiche Töne finden. So wies schon Lachmann hin auf R. 159, 1 und W. 111, 23. R. 177, 10 und W. 91, 17; auch auf R. 182, 34, das sich nur in der letzten Zeile von W. 113, 31 unterscheidet, wozu Jauker noch R. 187, 31 brachte, dessen Form Walther in 71, 35 nur in so ferne änderte, als er die letzte Zeile der Stollen weglies.

*) Vgl. Wilmanns, Einleitung p. 7. Menzel glaubt d. 240: „Einen durch eine schwere Krankheit bedingten Stillstand seiner Minnepoesie scheint das Lied L. 114, 23 ‚Der rife

tet den vogellînen wê' anzudeuten. Wo und wann aber den Dichter diese Prüfung heimsuchte, die jedenfalls in diesen Abschnitt seines Lebens (er meint die Zeit von 1212—1214) gehört, bleibt dahingestellt.“ Auch Rieger, Wackernagel, Pfeiffer und, wie es scheint, auch Simrock meinen das Gedicht wegen seines matten Ganges in Walthers spätere Jahre setzen zu müssen. Allein der matte Gang erklärt sich leicht aus den Spuren der Krankheit, die der Dichter noch sichtbar genug an sich trägt, während andere Gründe für die obige frühere Setzung sprechen. So weist L. 114, 34, 35 und 36 auf des Dichters jüngere Jahre. Die Reminiscenz in Zl. 27 und 28 mit Zl. 34, 35 und 36 in dem Gedichte L. 51, 13, welches ohne Zweifel zu Walthers frühesten Minneliedern gehört, zeigt nicht weniger für eine frühere Abfassungszeit.

[10]) In der gemeinen nôt und sorge L. 58, 23 und 24 sehe ich eine Anspielung auf die Hungersnot, welche 1196 in Oesterreich ausbrach. Vgl. H. Meynerth, Geschichte Oesterreichs I, 92. Die Strophen, die Lachmann, Simrock, Pfeiffer, Wackernagel-Rieger hier zu einem Gedichte verbinden, geben kein einheitliches Ganzes. Nur L. 58, 21 und L. 59, 1 stehen im Zusammenhange. Wilmanns zu 31 trennt auch diese beiden.

Einige Walther-Erklärer — jüngst wieder Holland — ließen Walther den Herzog Friedrich auf diesen Kreuzzug begleiten und stellten sich gegen jene, welche seine Kreuzfahrt nach 1228 rücken, indem sie sich auf das hohe Alter des Dichters stützten, der bereits zu oder in den Sechzig eine so weite Reise gescheut hätte. Er muß sie daher in den frühern Jahren gemacht haben. Nie hatte er eine bessere Gelegenheit dazu als unter Friedrich.

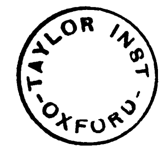
Dagegen hat Menzel p. 327 treffend erwähnt: „Allein

dann müßte man Walthern weniger physische und moralische Kraft zutrauen als vielen hundert andern Greisen, die die heilige Begeisterung zum Teil noch in höherem Alter mit derselben unwiderstehlichen Gewalt nach dem Oriente trieb, mit der selbst Tausende von zarten Kindern unter der Fahne des Kreuzes sich schaarten. Friedrich der Rothbart, Walthers Ideal von Jugend auf, zählte 67 Jahre, als er sich zum Kreuzzug anschickte, und er zog aus nicht als friedlicher Waller, sondern als Kriegsheld, hoch zu Roß, in schwerer Rüstung, und seine Hände schwangen noch mit jugendlicher Kraft das mächtige Kaiserschwert in den heißen Kämpfen um Ikonium. Wenn Barbarossa an der Schwelle der 70ziger Jahre den beschwerlichen Zug durch Ungarn und Bulgarien, durch das griechische Reich und das unwegsame, von tapfern Feinden wimmelnde Kleinasien wagte und glücklich vollbrachte, sollte Walther vor der friedlichen Reise durch Italien und der bequemen Seefahrt über Cypern nach der syrischen Küste zurückgebebt haben?" Das Alter des Dichters nötigt also nicht im geringsten seinen Kreuzzug in so frühe Zeit zu setzen. Die andere Stütze suchten sie in L. 76, 22 und 14, 38, Pf. 78 und 79, S. 199 und 200, der wir begegnen werden bei der folgenden Prüfung der Ansicht derjenigen, welche eine Kreuzfahrt Walthers überhaupt in Abrede stellen.

Diese beiden Kreuzlieder geben das unleugbare Zeugnis von Walthers Anwesenheit in Palästina. Im erstern (L. 76, 22) sehen wir den Dichter mit den übrigen Kreuzfahrern schon auf der Fahrt zum Meere, das ihn vom heiligen Lande trennt, und nach dessen Ueberfahrt er sich sehnt. (nû loeset unverdrozzen daz hêrrebernde lant," .... „manc lop dem kriuze erschillet: erloesen wir daz grap!" .... „nû hellent

hin geliche, daz wir daz himelriche erwerben sicherliche bi dulteclîcher zer und wir gern zen swebenden ünden.") Es ist, sagt Uhland, ein „Kriegsgesang, der in schöner volltönender Weise sich erhebt schon wie aus den Reihen des Kreuzheeres, das begeistert hinzieht nach dem wogenden Meere." Im zweiten (L. 14, 38) steht der Dichter wirklich schon auf dem geweihten Boden, nach dem er sich so lange gesehnt hatte, und feuert mit dem Ruf: „got müez ez ze rehte scheiden" die Streiter zum Kampfe an. Das Zeugnis, das er selbst uns hier von seiner Anwesenheit im Morgenlande gibt, ist bestimmt, unzweideutig und unbestreitbar: Man überzeuge sich nur selbst:

„Nû alrêst lebe ich mir werde,
sît mîn sündec ouge siht
Daz hêre lant und ouch die erde,
der man vil der êren giht.
Mirst geschehen des ich ie bat:
ich bin komen an die stat
dâ got menneschlîchen trat.
Schoeniu lant rîch unde hêre,
swaz ich der noch hân gesehen,
Sô bist dûz ir aller êre.
waz ist wunders hie geschehen!
Daz ein magt ein kint gebar. . .
Hie liez er sich reine toufen, . . .
Dô liez er sich hie verkoufen. . .
Hie leit er den grimmen tôt . . .
Dar nâch was er in dem lande
vierzec tage. . . . . .
In diz lant hât er gesprochen
einen angeslichen tac . . .
Kristen juden unde heiden
jehent daz diz ir erbe sî."



Uhland, Grimm, Wackernagel, Zingerle, Bartsch, Simrock, Lexer und Rieger [um nur gewichtige Autoritäten anzuführen] haben denn auch nicht gezweifelt, dem so bestimmt und klar ausgesprochenen Zeugnisse vollen Glauben zu lassen.

Doch Lachmann hat den Kreuzzug Walthers direkt in Abrede gestellt, während ihn Pfeiffer unwahrscheinlich findet. Wilmanns scheint Lachmann anzuhängen. [Seine diesbezügliche Aeußerung in p. 22 und 320 läßt an Bestimmtheit zu wünschen übrig.]

Wäre die Meinung Lachmanns die richtige, so nähme mich nur Wunder, mit welchen Augen Walther von seinen Zuhörern betrachtet worden wäre, wenn er schon seit den Jugendjahren wiederholt seine Sehnsucht nach dem heiligen Lande, wo man „schanden- und sündenfrei werde," laut werden ließ, wenn er wiederholt ein schmerzliches Verlangen äußerte, daß es auch ihm wie so vielen Andern vergönnt sein möchte, das „**hêre lant vil reine**" zu betreten — denn auch L. ist von Walthers „trüber Sehnsucht" nach Palästina überzeugt — und nun eines Tages mit dem Gesange hervorträte:

> **„Nû alrêst lebe ich mir werde,**
> **sît mîn sündec ouge siht**
> **Daz hêre lant und ouch die erde,**
> **der man vil der êren giht."**

Und dazu noch ausdrücklich beisetzen würde: „**Mirst geschehen des ich ie bat,**" ohne dies „hehre Land", ebenso wenig wie früher, gesehen zu haben! Ich weiß nicht, ob wir in diesem Falle nicht auch einen modernen Dichter, hätte er uns früher von seiner wirklichen Sehnsucht nach einer Kreuzfahrt wie Walther überzeugt, — trotz aller

Achtung vor der heutigen Objektivität — für einen Possenreißer ansehen würden.

Doch welchen Grund bringt Lachmann, um trotz des Dichters eigenen bestimmten Zeugnisses die Kreuzfahrt in Abrede zu stellen? — Weil in einem Liede (124, 1) „der Dichter sich allzu gering achte, an der lieben Reise über See teilzunehmen und ausdrücklich sage, er könne es nicht." — Doch eine etwas übergroße und dazu noch unnatürliche Demut, wenn der Sünder aus heiliger Scheu nicht wagt, die Mittel zur Buße zu ergreifen! Uebrigens hat seitdem niemand mehr in L. 124, 1 die Lachmann'sche Interpretation herausgelesen. Ein Nachweis, daß das Gedicht an dieser Auslegung ganz unschuldig sei, ist nach den Erörterungen Wackernagels II. 196, Menzels 325 ff, Riegers 38 ff, Anzoletti's 59 ff überflüssig geworden.

Einen ferneren Grund glaubt Lachmann zu geben in den Worten: „Unser Lied ist ganz gewiß nicht aus seinen letzten Jahren: es müßte sonst auf die überwundene trübe Sehnsucht zurück deuten." Dazu ist nur zu erwähnen, daß Lachmann in L. 14, 38 Zeile 5: „**Mirst geschehen des ich ie bat**" und Zl. 1 und 2 entweder nicht bemerkte, oder nicht bemerken wollte. Aber auch wenn diese drei Zeilen nicht daständen, könnte Lachmann deswegen das Gedicht nicht in eine frühere Zeit rücken, und wenn es auch einer früheren Zeit angehörte, könnte Lachmann deswegen die Kreuzfahrt nicht leugnen. Daß es wirklich in die letzte Lebenszeit Walthers falle, hat Rieger p. 43 in seiner Polemik gegen Pfeiffer bewiesen, so daß auch dieser, der es früher in die Zeit zwischen 1196—98 gesetzt hatte, *) sich dadurch zum Bekenntnisse genötigt sah,

*) Auf die diesbezüglichen Auseinandersetzungen Pfeiffers, Germ. V, 33, stützten sich nun jene, welche die Kreuzfahrt Walthers zwi-

„daß er es nun für erwiesen halte, daß die beiden Kreuzlieder in des Dichters letzte Jahre fallen.“ Der letzte Grund Lachmanns lautet: „Aus eigener Empfindung hätte es (das Lied 14, 38) Walther wohl wärmer und persönlicher gedichtet, schwerlich auch ohne Bitterkeit, die auf dem Zuge selbst wachsen mußte.“ Auch hier zunächst angenommen, es fehlte dem Gedichte wirklich auffallend an Wärme, gäbe das nun einen Grund, die klar und bestimmt vorliegende Aussage des Dichters zu bezweifeln? Wie mancherlei können die Umstände sein, welche einen Dichter in seinem Fluge hemmen und oft gerade in Verhältnissen, wo man es am wenigsten erwartet? Ich halte es für unnötig, solche Vermutungen aufzuzählen. Wem selbst keine einfallen sollten, der mag sich solche in Menzel und Anzoletti, oder in Viehoffs Leben Göthes, oder in irgend einer andern größern Biographie eines Dichters nachlesen. Der zweite Teil dieses Lachmann'schen Satzes — von des Dichters Bitterkeit — ist nicht weniger unhaltbar, da Lachmann ja nicht sicher einen bestimmten Kreuzzug vor Augen hat; oder mußte auf jedem Kreuzzuge des Dichters Bitterkeit wachsen? Und warum mußte denn überhaupt Walther auf der Gottesfahrt mit Bitterkeit dichten? Zugleich legte er dadurch selbst eine Erklärung nahe, warum der Dichter nicht mit voller Wärme und reiner, ungetrübter Stimmung das heilige Land betrat und begrüßte, wäre das Gedicht

---

schen 1196 und 1198 einreihten. Die Gegengründe Riegers entzogen auch ihnen diese Stütze. Menzel p. 327 ff, Anzelotti 64 ff haben diese Gegengründe noch vermehrt, so daß es unbegreiflich ist, wie Holland jüngst diese Ansicht wieder auffrischen konnte, ohne einen neuen, bessern Beweis beizubringen. Daß sie nicht nur unbegründet, sondern auch unrichtig sei, wird noch aus dem folgenden klar werden.

nicht so dem Ort und der Zeit angemessen, um eine solche unnotwendig zu machen, was nachher gezeigt werden soll.

Womit hat nun Lachmann die Ansicht von Walthers Kreuzfahrt wankend gemacht? Dazu hätte er zum allerwenigsten zeigen müssen, daß es sich mit dem Geist der alten Minnedichtung überhaupt vertragen habe, Lebensverhältnisse zu fingiern und als selbsterlebte zu besingen. Wackernagel hat ihm schon im Jahre 1833 diese Frage nahe gerückt; Lachmann ist die Antwort schuldig geblieben, und bis heute hat noch keiner seine Schuld abgetragen. Erst wenn diese Frage mit überzeugenden Gründen bejaht wäre, könnte man fragen, ob auch Walther bloß fingierte Lebensverhältnisse besungen habe; und von da wäre es erst noch ein bedeutender Schritt zum Nachweise, daß auch seine Kreuzfahrt nur fingiert sei, da der Dichter kein anderes Faktum in seinem Leben so bestimmt und deutlich ausgesprochen hat wie dieses, während anderseits sein schmerzliches Verlangen nach dem heiligen Lande auch von Lachmann nicht als fingiert angesehen wird.

Mit nicht besseren Gründen als Lachmann zweifelt Pfeiffer an der Kreuzfahrt Walthers. Auch er hat zuerst, Germania V, 33, den Gedanken einer bloßen Fiktion im Gedichte L. 14, 38 verworfen, aber Gedicht und Kreuzfahrt zwischen 1196—98 gesetzt. Als er nachher sich den gründlichen Auseinandersetzungen Riegers nicht verschließen konnte und die Kreuzlieder in die letzten Jahre des Dichters setzte, stellte er dessen Kreuzfahrt in Abrede und zwar auf eine eigentümliche Weise, die bei der sonstigen Gründlichkeit dieses ausgezeichneten Forschers befremdet.

Er findet nämlich zu 78 die erste Ansicht Riegers begründet, daß das eine Kreuzlied „vil süeze waere minne“ L. 76, 22 im Sommer 1228 auf dem Zuge des Kreuz-

heeres nach den apulischen Häfen, vor der Ankunft am Meere, gesungen worden sei," Walther selbst also unter denen war, die dem Kaiser entgegen zogen; die zweite Ansicht Riegers aber unwahrscheinlich, daß das andere Gedicht „nû alrêst leb ich mir werde" L. 14, 38 nach der Ankunft in Palästina doch vor der Oeffnung der heiligen Stätten gesungen worden sei.

Nun finde ich es doch höchst unglaubbar, daß der Dichter den weiten, anstrengenden Fußweg von Würzburg bis nach Italien gemacht haben soll, die bequemere Weiterreise und den mühelosen Seeweg aber gescheut hätte, seine drängende Sehnsucht nach dem heiligen Lande zu befriedigen, sondern wieder umgekehrt sei, oder die Rückkehr des Kreuzheeres abgewartet habe, oder was er sonst schon südlich des Brenners soll.

Doch hat Rieger seine erste Ansicht vielleicht besser begründet als seine zweite? Er rechtfertigt seine Setzung des einen Kreuzliedes nur auf die Andeutungen gestützt, die Walther in demselben gegeben hat. [Durch die Worte „wir gern zen swebenden ünden," wozu sich noch andere Belege aus dem Liede bringen ließen.]

Gänzlich unzuläßig ist nun, daß Pfeiffer im ersten Liede den Worten des Dichters vollen Glauben beimißt, im zweiten aber, wo der Dichter noch viel bestimmter und klarer sich ausspricht, dieselben bezweifelt!

Und welches ist der Grund dieses Zweifels? „In welchen Jubel würde der Dichter, wäre seine Sehnsucht wirklich erfüllt worden, ausgebrochen sein! Statt dessen erhalten wir eine kühle, trockene, schwunglose Erzählung vom Leben und Leiden Christi, die nicht nur an Gedankenreichtum und dichterischem Gehalt weit hinter die Kreuzlieder anderer Dichter zurücktritt, sondern auch mit der ergreifenden Herzlichkeit und der wehmutsvollen Resignation, die alle Ge-

dichte aus des Dichters letzten Jahren durchzieht, in schreiendem Widerspruche steht." Hier gilt nun auch, was schon gegen Lachmann gesagt wurde. Wäre das Gedicht auch wirklich so matt, wie Pfeiffer es gerne glauben machen wollte, so läge darin noch kein Grund, des Dichters klare und bestimmte Aussage zu bezweifeln, so lange die Mattigkeit des Liedes sich aus vielen andern nahe liegenden Umständen erklären ließe. Dazu ist Pfeiffer den Beweis von der Kälte, Trockenheit und Schwunglosigkeit des Liedes, über die er sich in so superlativen Ausdrücken ergeht, schuldig geblieben. Das Gedicht ist sowohl der Dichtungsweise Walthers, als auch der Zeit und dem Orte ganz angemessen, ja hebt sich vorteilhaft vor denen anderer Dichter hervor.

Schon Lachmann hat (p. 137) den Ausspruch getan: „Uebrigens nimmt es (L. 14, 38) sich besser aus, wenn man nur die beglaubigtern Strophen liest." Warum sollen wir die in der Heidelberger Handschrift ganz fehlenden Strophen nicht ausscheiden, wenn sie das Gedicht nur verunstalten und sich schon dadurch als ungeschickte, spätere Zusätze verraten? Nur auf das unzweifelhaft Echte darf sich unser Urteil stützen. Mit Recht haben daher die beiden jüngsten Waltherausgaben von Wilmanns und Simrock die zweifelhaften Strophen gestrichen. Dem echten Gedichte nun läßt sich kein anderer Vorwurf machen als das Vorwalten einer kühlern Reflexion, wodurch allerdings die Lebendigkeit abgeschwächt wird. Allein ist es nicht gerade das Vorherrschen dieser Reflexion, was fast alle Dichtungen Walthers aus den spätern und besonders letzten Jahren charakterisiert? Nur eine ist davon ganz ausgenommen, das Lied „Owê war sint verswunden alliu mîniu jâr". Und nur diese vollendetste aller Schöpfungen Walthers kann Pfeiffer im Auge haben, wenn er sagt, daß das letzte Kreuzlied „mit

der ergreifenden Herzlichkeit und der wehmutsvollen Resignation, die alle (?!) Gedichte aus des Dichters letzten Jahren durchzieht, in schreiendem Widerspruche stehe." Darf man eine Ausnahme zum Maßstabe nehmen? Pfeiffer selbst urteilt anderswo — wo er eben den richtigern Maßstab besitzt — anders. In der Einleitung XXXII läßt auch er den gedankenvollen Ernst, eine kühlere Betrachtungsweise und das Vorwalten der Reflexion mit des Dichters Jahren mehr und mehr hervorbrechen. Daß eben dieses Urteil Pfeiffers, das er ohne Voreingenommenheit gefällt hat, das richtige sei, wird jeder leicht aus der Entwicklung der Dichtungsverhältnisse Walthers ersehen, ist überhaupt jetzt die allgemeine Ansicht. Vgl. z. B. Wilmanns, der p. 22 sagt: es läßt „sich auch nicht leugnen, daß die Poesie der letzten Lebensjahre Walthers gegen die der frühern abfällt, daß das meiste, (also) auch die Kreuzlieder, an einer gewissen Farblosigkeit und Kälte leiden." — L. 14, 38 kann somit zwar nicht mit L. 124, 1 verglichen werden, trägt aber ganz den Charakter der übrigen Produkte Walthers aus seinen letzten Jahren.

Aber L. 14, 38 ist auch dem Orte und der Zeit vollkommen angemessen. Wie der Dichter mit dem Kreuzheer den Boden Palästina's betritt, erinnert er daran, daß dies die Stätte sei, „dâ got menneschlichen trat"; schildert alle jene Begebenheiten und Wunder, welche eben dieses Land über alle übrigen der Erde erhöhen, welche dasselbe zum hehren, heiligen Lande machen. Daneben aber vergißt er auch die gegenwärtigen Verhältnisse dieses Landes nicht; Christen, Juden und Heiden streiten sich jetzt um dasselbe; und mit dem Rufe: „Gott mit uns," denn es ist unser Erbe, auf das wir die heiligsten Ansprüche haben, begeistert er

das Heer der Christen zur Befreiung desselben, die sie hieher geführt!

L. 14, 38 steht endlich weit vor allen andern Kreuzliedern der damaligen Zeit. Schon Wackernagel, kleinere Schriften II, 381, hat bemerkt: „Und wie ganz anders ertönt dieser sein Kreuzgesang als der aus dem Munde fast aller übrigen Dichter seiner Zeit! Diese wissen (beinahe nur Hartmann von Aue macht eine Ausnahme davon; als Beispiel aber das zunächst liegt, möge Reinmar der Alte genannt sein) auch auf dem Zuge nach dem gelobten Lande und noch auf dessen Boden selbst allein von der Geliebten zu singen, die sie daheim gelassen, und haben für die Hauptsache und für die Hauptperson kaum ein flüchtiges Wort." Dieser Ausspruch ist ganz berechtigt und läßt sich leicht nachweisen. Ulrich von Liechtenstein unternimmt die Kreuzfahrt nur seiner Geliebten wegen, „als ihr Pilgrim." „Von ihren Händen lieber als von des Pabstes wolle er das Kreuz empfangen. Ihr Kuß und ihr Grüßen sei ihm Wehr genug gegen Woge und Wind und der Heiden Waffen." Friedrich von Hausen beklagt sich, wie der Kreuzzug ihn ferne halte von der, die seinem Herzen nahe liege. Auch den von Johannsdorf plagt auf der Gottesfahrt die Minne zu seiner Frau. Dem Rubin, „den Verzweiflung an der Geliebten Huld zum Kreuzheere getrieben, tut das Scheiden allzu weh;" auch Nithart „sehnt sich heim zu seiner Wohlgetanen" u. s. a. vgl. Wack. zu Simr. II, 192.

Auch Uhland hat hervorgehoben, wie rühmlich sich Walthers Kreuzgesänge von denen anderer gleichzeitigen Dichter unterscheiden. Und gewiß hat der geistesverwandte Dichter hier am richtigsten gefühlt.

Denn wie in den patriotischen Gesängen Walthers Persönlichkeit völlig hinter die Angelegenheiten seines Vaterlan-

des zurücktritt, so ist er auch hier von der Heiligkeit des Ortes und des Augenblickes zu sehr durchdrungen, als daß Gedanken, die mit diesen nicht in unmittelbarer Verbindung stehen, in ihm hätten auftauchen können. Und wenn der greise Dichter es hier auch nicht mehr vermochte, den Druck der Jahre abzuschütteln und sich zu jugendlicher Frische, Leichtigkeit und Begeisterung aufzuschwingen, so hinterließ er uns doch eine Schöpfung als Muster inniger, ich möchte sagen, betender Beschaulichkeit in klassischer Reinheit der Form. Den Wert dieses Gedichtes bestätigt endlich auch das Zeugnis, das uns aus den vergangenen Jahrhunderten geblieben ist, indem wenige Gedichte sich einer so großen Verbreitung und Beliebtheit erfreuten wie dieses; dessen ist Zeuge die Ueberlieferung in so vielen Handschriften, dessen sind Zeugen die vielen Versuche zur Nachbildung dieser Schöpfung!

(Auch der Rieger'sche Notbehelf, womit er (p. 43) das Gedicht vor dem gemachten Vorwurf der Kälte und Gleichgültigkeit schützte, den Pfeiffer auf den Kopf gestellt hat, um ihn scheinbar mit um so mehr Grund verneinen zu können, (vgl. Anzoletti 63) ist nach der obigen Entwicklung überflüssig geworden.)

Ich glaube gezeigt zu haben, daß das ausdrückliche, bestimmte Zeugnis des Dichters noch nie mit Grund angezweifelt worden ist, überhaupt auch nicht angezweifelt werden kann, und daß daher Walthers Kreuzfahrt so sicher und fest stehe als je ein anderes Faktum seines Lebens.

Wie beide Kreuzgesänge Walthers erst am Ende seines Lebens entstanden sind, so kann er auch den Kreuzzug erst in dieser Zeit mitgemacht haben. Wäre mithin schon daraus ersichtlich, daß die Ansicht derjenigen, welche den Dichter mit Herzog Friedrich in das hl. Land kommen ließen,

unrichtig sei, so läßt sich dieser Irrtum auch noch von einer anderen Seite nachweisen: [Ich sehe von den Gründen ab, die bereits Anzoletti, Heimatfrage p. 64 ff, gebracht hat.] Sie widerlegt schon die Darstellung der Verhältnisse Walthers während 1196—98, [vgl. p. 18] ebenso das Gedicht L. 8, 4, worin Walther zeigt, daß er die Verhältnisse Deutschlands nach dem Tode Heinrichs VI. genau kennt. Ferner gibt der Dichter im Spruche L. 31, 12, Pf. 118, S. 55, der nach dem übereinstimmenden Urteil aller nicht vor 1214 entstanden sein kann, als südlichste Grenze seiner Wanderungen den Po an, was sicher nicht der Fall wäre, hätte Walther schon 1196—98 den Kreuzzug, der durch Italien gieng, mitgemacht; um so gewisser nicht der Fall wäre, da das Gedicht an Nachdruck und Bedeutung gewinnt, je weiter die Grenzen der Länder, die Walther durchzogen, auseinanderrücken, und je mehr „fuore" der Menschen er gesehen hat.

Die nächste Gelegenheit den Kreuzzug mitzumachen, hatte Walther im Jahre 1217, wo er in Wien sich aufhielt und Herzog Leopold den Kreuzzug unternahm. Daß er auch damals nicht mitzog, bezeugen seine p. 37 ff dargelegten Verhältnisse während 1217—19 und der Spruch L. 28, 11, worin er den aus dem Morgenlande zurückkehrenden Herzog begrüßt, was widersinnig sein würde, wenn er selbst unter den Zurückkehrenden gewesen wäre. Also auch daraus geht hervor, daß Walthers Kreuzfahrt und Kreuzlieder nur in die zwanziger Jahre fallen können. Von diesen können wieder nur die Jahre 1227 und 28 in Betracht kommen. In welches von diesen beiden kann, wenn man das Heimatslied in Betracht zieht, keinem Zweifel unterliegen. Vgl. dazu Nr. 34 und 35.

[11]) Das Gedicht fällt ins Ende des Jahres 1197 oder gleich in den Beginn von 98, da es den ersten Eindruck

der Wirren im deutschen Reiche nach dem Tode Heinrichs wiedergibt, was jetzt allgemein angenommen wird. Noch war kein Streit unter Tronbewerbern. Walther wußte also damals noch nicht, daß Friedrich von Oesterreich nicht mehr aus dem Morgenlande zurückkehren würde, was jene bedenken mögen, welche wie Menzel p. 98 und 100 die Veranlassung zur politischen Dichtung Walthers nur in der eigenen Not sehen, welche ihn gezwungen hätte, seine Blicke von Oesterreich, das er verlassen mußte, auf das deutsche Reich zu werfen.

[12]) Daß diese beiden Strophen zu L. 8, 4 gehören, zeigt sowohl der Zusammenhang der Gedanken, als auch die ausdrückliche Beziehung der Zeilen L. 8, 20, 21 zu L. 20 24, 25 und L. 22, 24, 25.

[13]) Menzel p. 144, Rieger p. 13 und Pfeiffer zu 84 setzen L. 21, 25 mit Abel [Zschrft. f. d. A. IX, 142 ff] ins Jahr 1207. Wilmanns zu 51, 181, Thurnwald [im XIV. Jahresbericht der Wiedner Kommunal-Oberrealschule in Wien p. 10] und Simrock zu 6 setzen ihn in 1198, Lachmann bestimmt ihn nicht genau. Abel setzte ihn in 1207, weil davon die Chronisten, besonders Caesar v. Heisterbach, „fast ganz übereinstimmend (?) mit Walther von seltsamen Zeichen am Himmel erzählen.“ Allein die Geschichtsschreiber des Mittelalters wissen so häufig von Wundern und Zeichen am Himmel zu erzählen, daß darauf allein wenig Gewicht zu legen ist, wenn sie dergleichen auch zu 1207 berichten. Ja gerade nach dem Tode Heinrichs erzählen sie besonders viel von unheilverkündenden Vorzeichen am Himmel (vgl. p. 21) und berichten ähnlich wie Walther von der herrschenden Untreue jener Zeit; z. B. Burchard v. Ursperg erzählt in seiner Geschichte Friedrichs I. und seines Geschlechts nach Philipps Wahl in Mühlhausen

[März 1198]: „tunc coeperunt multiplicari mala in terris; ortae siquidem sunt in hominibus simultates, doli, perfidiae, traditiones, ut se invicem traderent in mortem et interitum, rapinae, depradationes, depopulationes, terrarum vastationes, incendia, seditiones et bella.“ Vgl. Wilm. p. 216. Die praesentia: vindet, liuget, triuget“ in L. 21, 34, 35 und 36 zeigen auf 1198 und nicht auf 1207. Desgleichen spricht L. 22, 1 „gewalt gêt ûf, reht vor gerihte swindet“ keineswegs für 1207, da zu jener Zeit Gewalt schon längst aufgegangen war und Deutschland gerade um 1207 einer beginnenden Ruhe sich erfreute, indem die Sache der Staufenpartei sich so günstig gestaltete, daß selbst der Pabst den Rückzug antrat und den Bann von Philipp nahm, [Thurnw. p. 10] was Walther, den treuesten Anhänger der Staufen, doch mit Freude erfüllen mußte. Rechnen wir noch dazu, in wie engem Gedankenzusammenhange dieses Gedicht mit den beiden vorausgehenden steht, so werden wir nicht mehr zweifeln, daß es dem Jahre 1198 angehört, wohin somit alle Umstände es weisen.

[14]) Der Spruch entstand im Februar, wie Menz. p. 102 wahrscheinlich macht, jedenfalls noch im Frühjahr 1198; also zur Zeit, wo der Dichter nicht daran dachte, daß er Oesterreich verlassen und sich bei Philipp empfehlen müsse, um bei ihm Unterkunft zu finden. Diese Gedichte ans deutsche Volk sind von Egoismus gänzlich frei. Daß er sich später dadurch bei Philipp empfohlen fand, lag in der Natur der Sache, aber nicht in der Absicht des Dichters.

[15]) Meiller, Reg. Nr. 13, p. 80.

[16]) Am 17. August stellte Leopold die erste Urkunde als „dux Austrie et Styrie“ aus. Meiller, Reg. Nr. 5, p. 81.

[17]) Der Spruch wird ziemlich allgemein in diese Zeit gesetzt. Vgl. Menzel. p. 95; Simrock bezieht ihn auf Herzog

Friedrich von Oesterreich, was aber schon seines Inhaltes wegen unmöglich ist. Wann hätte Walther zu Friedrich sagen können:

„Mir ist **verspart der saelden tor:**
dâ stên ich als ein **weise** vor,
mich hilfet niht **swaz** ich dar an **geklopfe.**“

— was doch offenbar auf ein wiederholt vergebenes Bitten und eine absichtliche Vernachlässigung weist — wenn man sein ganzes Verhältnis zu Friedrich und die Sprüche L. 24, 33 und 19, 29 u. s. w. sich gegenwärtig hält? Vgl. auch p. 73 und 81. Die Entstehungszeit des Gedichtes fällt nicht vor Juni oder Juli, weil Leopold schon „fürst ûz Ôsterrîche“ genannt wird.

[18]) Unter sumer sus getâner arebeit verstehe ich die Zeit, wo das Getreide zum Schnitte reif ist, — also Juli, anfangs August — wie man unter „herbest sus getâner arebeit“ die Zeit versteht, wo die Frucht- und Traubenlese beginnt. [Vgl. das l. carpo.] Ton und Darstellungsweise des Gedichtes weisen es entschieden in diese erste Wiener Periode. Der Inhalt der II. Strophe zeigt einen Abschied für längere Zeit, während welcher er seine Geliebte nicht vergessen will noch wird, da sie alle seine Gedanken zu sehr an sich fesselt; es kann damit nur der Abschied von 1198 gemeint sein. Die Ursache dieser Trennung nennt L. 64, 21 „der mir ist liep, dem bin ich leit“, worunter wieder nur Leopold verstanden sein kann. Pfeif. setzt hier ohne genügende Stütze der Handschriften diu statt der, wodurch der Sinn des Gedichtes ein ganz anderer würde.

[19]) Ich sehe darin eine strafende Ironie auf seine Neider am Hofe, nicht einen Scherz.

[20]) Auch Schrott und Wilmanns setzen den Spruch in diese Zeit. Simrock sagt zu 16: „Allerdings gehört dies

Gedicht in die Klasse der Segen; aber als Reisesegen kann es nicht mit Sicherheit aufgefaßt noch auf die Zeit bezogen werden, da Walther Wien verließ, eine neue Heimat zu suchen. Nur kann es nach dieser Zeit nicht entstanden sein." Ich glaube, daß niemand, der die drei ersten Zeilen dieser Strophe unbefangen liest, zweifeln kann, daß sie am Beginn einer großen, unbestimmten Reise entstanden sei. Simrocks Urteil erklärt sich wohl daraus, daß er alle Strophen eines Tones in chronologischen Zusammenhang zu bringen sucht. [Eine Ansicht, die von allen andern schon längst aufgegeben ist.] Er setzt daher alle Strophen des Wiener Hoftones, zu dem auch diese gehört, zwischen 1194—1198. Da er diesen Ton dem Herzog Friedrich geweiht sein läßt, dürfen nicht zu viele Sprüche nach dessen Tod entstanden sein. Während Friedrichs Regierung hat der Dichter keine Reise unternommen, von der er hätte sagen können „swar ich in dem lande kêre", darum bezweifelt Simrock den Reisesegen. Simrock gerade gegenüber steht Menzel p. 97: „Offenbar gehört der Spruch der Wanderzeit an, ist also erst nach dem Abschiede vom Wiener Hofe zwischen 1198 und 1214 gedichtet."

Doch warum nicht als Abschied vom Wiener Hofe? Warum denn auf der Wanderung und nicht als der Dichter zu wandern begann; man pflegt doch gewöhnlich am Beginn einer Arbeit um Gottes Segen zu bitten? Wann hatte ferner der Dichter mehr als damals, als er den ersten Schritt in eine unbekannte Welt machte, Ursache zu beten „mit saelden müeze ich hiute ûf stên"? Wann war es ihm notwendiger, um Gottes „huote" zu flehen, als damals, wo er mit seinem Liede als seinem ganzen Reichtum in die Welt hinaus mußte, die er noch nicht kannte, von der er nur wußte, daß sie voll untriuwe und gewalt

war? Wann war seine Reise unbestimmter und somit seine Worte „swar ich in dem lande kêre“ gerechtfertigter? Ich weiß wohl, daß das nicht Gründe sind, nach denen das Gedicht nicht anderswann entstanden sein könnte; aber Rieger hat einmal treffend bemerkt, daß da, wo sichere Anhaltspunkte fehlen, das Näherliegende zu gelten habe. Daß das Gedicht nirgends treffender als hier passe, glaube ich gezeigt zu haben.

[21]) In einem Ausgabenverzeichnisse Bischof Wolfgers von Passau, später Patriarch von Aquileja, finden wir aus dem Jahre 1203 die Notizen: „In die sancti Martini aput Niwemburch [Kloster Neuburg] cuidam regulari clerico dim. tal. Ottoni Bibbero, nescio quo eunti, LX. den. — pro vadio XIII. den. Sequenti die aput Zeizemurum Walthero cantori de Vogelweide pro pellicio. v. sol. longos.“ Vgl. Zingerle, Germania XXI, 193. Walther befand sich am Tage nach Martini mit Bischof Wolfger in Zeiselmauer, wo dieser ihm ein Pelzkleid zum Geschenke machte, war somit am 12. November 1203 in unmittelbarer Nähe von Wien. Es kann nun niemand zweifeln, daß nicht Zeiselmauer oder ein anderer der kleinen dort herumliegenden Orte, sondern Wien, das ihm durch seinen neunjährigen Aufenthalt während der glücklichsten Zeit seines Lebens zur Heimat geworden war, nach der er sich immer wieder aus der Fremde zurücksehnte, der Zielpunkt seiner Reise gewesen ist.

Walthers Anwesenheit in Wien um 1203 legt die Frage nahe, ob etwa damals daselbst eines der Feste gefeiert wurde, welche gewöhnlich Sänger an sich zu locken pflegten? Ein solches fand nun wirklich statt, nämlich die Vermählung Leopolds mit Theodora Komnena, der Nichte von Philipps Gemahlin, der Königin Irene-Maria.

Die continuatio Admuntensis erzählt unter 1203: „Liupold. Austrie Stirieque dux Theodoram duxit Constantinopolitani imperatoris ex filia. neptem, et apud Wien magnifice nuptias celebravit.“ Dasselbe bezeugt contin. Claustroneob. sec: „Liupoldus dux Austrie et Stirie Theodoram neptam regis Grecorum duxit uxorem.“ Wenn die nämliche contin. Claustr. sec. auch unter 1202 erzählt: „Hoc anno Liupoldus dux Austrie nuptias Wienne, multis principibus ibidem convenientibus, pomposissime celebravit,“ so ist diese Setzung nur irrtümlich, da auch die contin. Claustr. tertia und die contin. Garstens. die Heirat unter 1203 verbürgen. Vgl. Mon. Germ. XI, p. 590, 620, 635, 595.

Es ist nun schon an sich wahrscheinlich, daß der Dichter nicht vor noch nach dem Feste, von dem er am Hofe Philipps gewiß Nachricht erhalten hatte, sondern zum Feste nach Wien gekommen sei, um so mehr, wenn wir uns gegenwärtig halten, daß er wegen des Zerwürfnisses mit dem Herzoge bei dem Feste sich schicklicher als anderswann einfinden konnte.

Dieser an sich schon höchst wahrscheinliche Schluß wird Gewißheit erhalten, wenn wir aus andern Gründen dieses Wiener Fest und Walthers Aufenthalt in Wien in dieselbe Zeit setzen können.

In den ersten und letzten Monaten des Jahres 1203 ist Leopold wiederholt und längere Zeit von Wien abwesend; vom Mai bis gegen Ende November aber nie mehr, was die Hochzeit in diese Zeit weist. Nach Hormayr [Wien II, 50] hat König Philipp selbst dieses Fest besucht, was aber erst gegen Ende Oktober oder am Beginn November geschehen sein konnte, da Philipp erst nach Beendigung des Feldzuges gegen Ende September oder anfangs Oktober aus Thüringen nach Süden zog. Auf diese Zeit weist

auch ein anderer Umstand. Herzog Leopold hatte sich schon frühe mit Adela von Böhmen verlobt. Als sich 1198 König Otokar von seiner Gemahlin trennte, strebte auch er die Lösung seines Verhältnisses mit Adela an. Der Erzbischof von Salzburg erhielt den Auftrag, die Verhältnisse zu untersuchen, was äußerst langweilig geschah. Als nun Leopold zur Heirat mit Theodora entschlossen war, mußte er Sorge tragen, wie sein Verlöbnis mit Adela durch die kirchliche Autorität entgültig gelöst werde und wandte sich deswegen an den Erzbischof, der ihn auch seines gegebenen Versprechens entband. Leopold heiratete darauf, ohne die päbstliche Entscheidung abzuwarten. Sicher hat nun der Erzbischof nicht gesäumt, dem Pabste über diese Angelegenheit Nachricht zu erteilen und ihm seinen Ausspruch zur Bestätigung vorzulegen. Am 13. Dezember schrieb Innocenz dem Herzog einen Brief, worin er ihn ermahnt, von Philipp abzulassen und dem König Otto sich anzuschließen, aber des Herzogs Angelegenheit mit Adela mit keiner Silbe erwähnt. Kaum etwas mehr als drei Wochen nachher [7. Jänner 1204] schrieb er ihm wieder einen Brief, der keinen andern Zweck hatte, als den Ausspruch des Erzbischofs zu bestätigen. [epist. VI, 201; Meiller Reg. p. 92, Nr. 48, 49.] Ich denke daher, daß erst nach dem 13. Dezember des Erzbischofs und vielleicht auch Leopolds Boten in Rom angekommen sind, die des Pabstes Ausspruch erforderten. Einen gewichtigern Grund aber gibt Wolfger von Passau, der alte, treue Freund der Babenberger, den wir schon mit Leopold VI. und Friedrich in vertrauten Beziehungen finden, der bei einer außerordentlichen Feierlichkeit am Wiener Hofe selten fehlte. Und wirklich finden wir auch ihn nach seinem Aufschreibebuche um diese Zeit in Wien und nicht etwa nur auf einer Vorbeireise einen

Besuch machend, sondern wir sehen ihn direkt dahingehen: Widra (Weitra) ... — Senftenberch — Zeizemurum — Wiennam, wo der Zielpunkt seiner Reise war, denn von hier kehrt er wieder den alten Weg zurück und ist am 11. November wieder in Niwemburch, am 12. wieder in Zeizemurum, wo er Walther das Pelzkleid spendet, kommt von da nach Thulnam .... Widra.

Daraus und aus dem vorher Gesagten können wir wohl schließen, daß der Bischof auf dem Hochzeitsfeste Leopolds gewesen ist, das demnach am Beginn November stattfand. Nun ist es auch leicht erklärlich, warum wir Walther in Zeiselmauer bei dem Passauer Bischofe finden. Der Dichter hatte mit demselben Wien verlassen, da er als Begleiter des reichen, hochgestellten Mannes, der Kunst und Künstler zu schätzen und zu pflegen verstand, — wenn er auch nicht der Dichter Freidanks war, wie Grion will! — für seinen Unterhalt nicht zu sorgen brauchte. Daß der Dichter wirklich auch aus Wien zurückkam, beweist, daß er schon am Schluße dieses Jahres in Thüringen war, wie ich in der Germania, I. oder II. Hft. d. Jhrgs. zu zeigen versuchen werde.

Doch sehen wir noch, ob uns vielleicht auch der Dichter selbst ein Zeugnis von seiner Anwesenheit bei diesem Feste hinterlassen hat?

Das Gedicht L. 56, 14, Pf. 39, S. 126 gehört zweifellos nach Wien; denn in Zeile 26 gibt der Dichter unzweideutig den Ort an, wo er das Lied singt; er ist nämlich dahin, von wo er einst zu reisen ausgezogen war, jetzt wieder zurückgekehrt [und her wider]. Er gibt dazu noch die direkte Bezeichnung seiner Lage im Ausdrucke „unz an Ungerlant." Wilmanns, Einl. 10 und zu 52, 1 weist darum das Lied mit Recht nach Wien. Auch Simrock sah sich in seiner Ausgabe, [der jüngsten unter allen] genötigt, wegen

Zeile 26 sich dieser Ansicht anzuschließen. Wilmanns läßt es auf dem Feste von Leopolds Schwertleite 1200 entstanden sein, Simrock bestimmt die Entstehungszeit nicht genau. Bei genauerer Betrachtung ergibt sich aber, daß das Gedicht unmöglich schon um 1200 entstanden sein kann. Denn im Sommer 1198 hatte der Dichter Oesterreich verlassen. Am 8. September ist er bei der Krönung Philipps in Mainz, also am Rhein. Bald nachher verkündet er, daß Krone und Reich ihn an sich genommen haben. Zeile 7 und 8 in L. 19, 29 sprechen deutlich, daß ihm der König einen längern Aufenthalt zugesichert habe; die Freude, mit der er vom neuen Asyl spricht, beweist, daß auch er dasselbe nicht sobald zu verlassen gedachte. Und wirklich finden wir ihn um Weihnachten 1199 noch am Hofe Philipps in Magdeburg, also an der Elbe L. 19, 5, Pf. 100, S. 19. Wenn er nun schon im nächsten Frühjahre in Wien gewesen wäre und auf dem Feste der Schwertleite L. 56, 15 gesungen hätte, wie hätte damals Zl. 17 „ich hân lande vil gesehen“ und Zl. 20, 21 und 22

„kunde ich ie mîn herze bringen dar
daz im wol gevallen
wolde fremeder site“

entstehen können? Von 1198—1200 haben wir den Dichter mit dem Könige nur „von der Elbe unz an den Rîn“ wandern sehen; doch den deutschen Boden hatte er nicht verlassen.

Welch nicht deutsche Länder der Dichter zunächst gesehen hat, zeigt uns L. 31, 113, Pf. 118, S. 55: „Ich hân gemerket von der Seine unz an die Muore.“ Wir haben diese Länder mit der fremden Sitte also gegen Westen zu suchen. Dahin kam Walther in Begleitung Philipps, der 1201 nach Burgund zog, wo er in Besançon einen glänzenden

Hoftag hielt. Von da aus hat der Dichter die in L. 31, 12 angedeutete Reise gemacht, vielleicht an der Spitze einer Gesandtschaft Philipps, der gerade damals mit dem Pariser Hofe die regsten Unterhandlungen pflog. Schon Rieger hat erkannt, daß die Reise nach Frankreich erst in diese Zeit des Aufenthaltes am Hofe Philipps zu rücken sei. (p. 12): „In Philipps Dienste denke ich mir am erſten den in 34, 10 (nach WR.) erwähnten Besuch des Dichters in Paris gemacht, weil ihm dann die enge Verbindung seines Herrn mit Frankreich die beste Aufnahme sicherte; das Lob des französischen Königs, das ihm im Wartburger Krieg in den Mund gelegt wird, ist eine Erinnerung an diesen Besuch." Vgl. ihn dazu auch p. 63. So urteilen auch Simrock zu 55, Menzel p. 124, Pfeiffer zu 39. Wenn sie alle aber (außer Simrock) glauben, daß der Dichter L. 56, 15 gleich nach seiner Rückkehr von Paris am *Hofe Philipps* gesungen habe, so lassen sie dabei Zl. 26 unbeachtet und geben dem Liede einen unrichtigen Entstehungs*ort*, wie Wilmanns und Simrock Zl. 17—22 nicht genügend in Rechnung ziehen und eine unrichtige Entstehungs*zeit* des Liedes ansetzen. Das Gedicht muß auf einem Wiener Hoffeste entstanden sein, das *nach* 1201 gefeiert wurde. Während 1202 und 1203 kennen wir nur *Ein* Wiener Hoffest — das von 1203, in welchem Jahre auch Walther sicher in Wien war. Der Schluß liegt auf der Hand.

An dem Hofe also, von dem er vor 5 Jahren weggezogen war, hält er bei seiner Heimkehr einen Rückblick über seine Reise. Da, wo er selbst in den Tagen seiner Jugend zu deutscher Zucht und Sitte herangezogen ward, erzählt er, wie er dieselbe erst in der Fremde schätzen gelernt habe!*)

*) Die hier dargelegte Entstehungszeit des Gedichtes würde auch nicht verändert, wenn man den Vorschlag H. E. Bezzenbergers, bei

[22]) In dem Spruche schildert der Dichter die Freigebigkeit eines „jungen fürsten“ in Wien. Lachmann p. 148 sieht in diesem Herzog Leopold: „Der junge Fürst, der zu Wien ein Fest gab, muß wohl, weil ein anderer näher bezeichnet wäre, Herzog Leopold VII. von Oesterreich sein, der Pfingsten [28. Mai] 1200 im 24zigsten Jahre zu Wien das Schwert nahm.“ Man sieht leicht, daß Lachmann durch diese Angabe seine Setzung des Spruches nicht begründet hat. Simrock hat p. 23 mit Recht dazu entgegnet: „Warum hätte Friedrich ausdrücklich genannt werden müssen und nicht auch Leopold? Der Herzog, an dessen Hof, ja in dessen Gegenwart dieser Spruch gesungen wurde, war mit Händen zu greifen.“ Er bezieht ihn daher auf Herzog Friedrich, als er im Jahre 1194 seinem Vater Leopold in die Herzogswürde folgte.

Allein auch Simrock hat seinen Ansatz nicht besser begründet als Lachmann den seinen. Er suchte seine Setzung

---

Zacher VI, 33, annehmen und in L. 31, 18: „Ich hân gemerket von der Sône unz an die Muore“ anstatt: „Ich hân gemerket von der Seine unz an die Muore“ lesen wollte, da auch er Walther um 1201 an der Saône vermutet. Uebrigens möchte hier doch die Frage am Platze sein, aus welchem Grunde man denn die bisherige Leseart ändern will, da sie von allen Handschriften beglaubigt ist und der Blick auf die Karte dagegen nichts einwenden kann? Die Herausgeber haben denn auch keinen Anstoß daran genommen, und nur einigen „Erklärern“ war hier die Seine ungelegen, da sie zuerst nicht wußten, wann und wie Walther nach Frankreich gekommen sei.

Wer sich Walthers Erwähnung der vielen Länder und der fremden Sitte, die er gesehen habe, gegenwärtig hält, der wird wenig Neigung verspüren, die französische Seine — bei der angelangt, Walther wirklich fremde Lande und Sitten gesehen hatte — mit der Saône, dem Grenzfluß des deutschen Burgunds, zu vertauschen.

durch L. 20, 31 zu stützen und zwar in dem Sinne, daß Walther in L. 25, 26 Friedrichs Freigebigkeit preise, in L. 20, 31 aber sich beklage, daß er allein beim Feste mit keiner Gabe bedacht worden sei.

Doch können beide Sprüche nicht im Sinne Simrocks zusammengehören. In L. 25, 26 hört man den Dichter in ungetrübter Freudigkeit des Herzogs Milde preisen, was sicher nicht der Fall gewesen wäre, wenn er allein nichts erhalten hätte. Ferner geht aus der ganzen Darstellung hervor, daß er zu den „gernden" gehörte, die des Herzogs Milde erfahren haben. Das „wir ze Wiene haben dur ēre enpfangen" meint doch auch den Sprecher mit! Daß beide Sprüche nicht im Sinne Ss. zusammengehören können, geht ferner noch aus einem anderen Grunde hervor. Aus den praeteritis „haben enpfangen, sach geben, wart begangen" u. s. w. [konsequent durchs ganze Gedicht] wird ersichtlich, daß es nach der Festlichkeit oder wenigstens erst am Schlusse derselben entstanden ist. Sollte sich L. 20, 31 auf das nämliche Fest beziehen, so müßte es vor L. 25 gesungen worden sein, da sich hier nur praesentia finden. Dazu ist schon p. 72 gezeigt worden, daß der ganze Inhalt von L. 20, 31 auf Friedrich unmöglich ist; endlich geht aus Walthers poetischem Entwicklungsgange hervor, daß er so frühe (1194) noch gar nicht Sprüche dichtete, denn L. 8, 4 ist nachweisbar der älteste der Sprüche Walthers, die uns erhalten sind. Er gehört dem Schlusse des Jahres 1197 oder dem Beginn von 1198. Vgl. Wackernagel, kleinere Schriften II, 373 und p. 22. Damit ist, wie ich glaube, Simrocks Ansicht beseitigt. Daß damit auch seine Behauptung fällt: der Wiener Hofton sei dem Herzog Friedrich geweiht gewesen, welche von Pfeiffer und andern nachgesagt

worden ist, braucht keine nähere Erörterung mehr, da sie Simrock selbst nur auf L. 25, 26 und 20, 31 stützen konnte.

Es bezieht sich L. 25, 26 also doch auf Leopold, wie Lachmann richtig ahnte, wenn auch nicht begründete? Es lassen sich dafür auch positive Zeugnisse aufbringen. Unter allen übrigen 14 (resp. 13) Sprüchen dieses Tones, den man gewöhnlich den Wiener Hofton nennt, findet sich kein einziger auf Friedrich, wohl aber noch einer auf Leopold; alle sind erst nach Friedrichs Tode entstanden. Weiter kann L. 26, 1 „ezngalt dâ nieman sîner alten schulde“ nach der p. 52 ff gepflogenen Auseinandersetzung sich nur auf Leopold beziehen. — Der Dichter zählt sich selbst zu den gernden und zwischen gernden und varnden ist kein Unterschied (vgl. R. p. 10); er hatte somit damals keinen ständigen Aufenthalt in Wien und das Gedicht muß sich auf Leopold beziehen, da er unter Friedrich Wien nie für längere Zeit verlassen hatte.

Der Inhalt des Gedichtes gibt keinen Fingerzeig, welcherlei Art die Festlichkeit gewesen sei. Uhland (p. 86) setzte es ins Jahr 1222, als Leopold seine Tochter Agnes mit dem Herzog von Sachsen vermählte. Doch dagegen stritt die Bezeichnung Leopolds als eines „jungen Fürsten“. Lachmann (p. 148) und Rieger (p. 10) rückten es daher auf das erste große Hoffest Leopolds, ins Jahr 1200 hinauf. Die übrigen Walther-Literaten folgten der Annahme; nur Wackernagel (II, 132) warf einen Blick auf 1203. Man kombinierte damals, so gut man konnte, da für kein Hoffest der Ausdruck „junger Fürst“ besser paßte, als für das jüngste und man einen andern Anhaltspunkt nicht hatte. Anders gestaltet sich aber jetzt das Verhältnis, seitdem wir wissen, daß Walther um 1203 wirklich in Wien war, während sein Besuch um 1200 bloße Annahme ist, die durch das

Gedicht, das keinerlei Andeutung über die Art des Festes gibt, nicht gestützt werden kann. Der Dichter konnte den 27jährigen Bräutigam gewiß mit vollem Rechte einen „jungen Fürsten" nennen. Erst wenn nachgewiesen sein würde, daß Walther auch um 1200 wirklich in Oesterreich anwesend war oder wenigstens, daß er in diesem Jahre den Hof Philipps verließ, könnte es zweifelhaft sein, ob das Gedicht auf dem Feste von 1200 oder 1203 entstanden sei. Allein nun ist es sogar höchst unwahrscheinlich, daß Walther um 1200 den Hof Philipps verlassen hat, da er Ende 1199 und noch Beginn 1201 dort war.

[23]) Simrock zu 72 denkt sich mit Rieger p. 15 den Spruch in Kärnthen entstanden, Wackernagel II, 120, Lachmann zu 83, 14 und p. 126 und Pfeiffer zu 127 (der auch die Beziehung auf Kärnthen zuläßt) im zweiten Thüringer Aufenthalt. Dagegen spricht, was schon Menzel p. 157 betonte, des Dichters Alter, dem nahe zu oder in den Fünfzig seiner „frowen minne" keine Sorge mehr gemacht haben wird. Menzel setzt ihn daher in die Zeit des ersten Thüringer Aufenthaltes und zwar „möglichst nahe an das Hoffest, nur nicht zu nahe, so daß doch einige Zeit bliebe für den „manegen tac." Allein woher nimmt denn Menzel die Veranlassung, den „manegen tac" vom Hoffeste an zu zählen? Setzen wir die Strophe in den natürlichen Zusammenhang mit dem Hoffeste, so konnte der Dichter schon damals mit voller Wahrheit sagen, daß sich ihm der Wiener Hof „unrehte manegen tac" entzogen habe, da er ihn 1198 unfreiwillig verlassen hatte. Dazu beachte man die zwei letzten Zeilen:

„sît er (der Wiener Hof) sô maneger tugende mit sô staeter triuwe pflac.

man sach Liupoltes hant dâ geben, daz si des niht erschrac.“

Die Zeile sît er sô . . ist eine Anspielung auf die Zeit, wo er unter Friedrich am Wiener Hofe lebte; wodurch er Leopold sehr fein jenes innige Verhältnis nahe legt. Sie begründet die vorausgegangene Zeile „in hirme niemer unz ich den verdiene.“ (Der Dichter will nimmer ruhen, bis er wieder an dem Wiener Hof Aufnahme erlangt, weil ihm derselbe durch seinen neunjährigen Aufenthalt unter der stäten Treue des damaligen Fürsten so teuer geworden ist) Zu dieser stäten Treue Friedrichs stellt er nun die Milde, Leopolds, wie sie sich auf dem Hoffeste gezeigt hat. Gerade aus dieser Zusammenstellung der beiden Zeilen wird recht klar, was der Dichter damit will. Leopold hatte ihm beim Feste seine Milde erfahren lassen, die er preist; aber die Stätigkeit der Milde, wie er sie bei Friedrich gefunden hatte, konnte er an Leopold nicht preisen, denn er hatte sie ja noch nie erfahren; sucht sie aber jetzt vom Fürsten zu erflehen.*) Auch Wilmanns p. 221 setzt das Gedicht an das Wiener Hoffest: „Diese Bitte Walthers, an dem Wiener Hofe Aufnahme zu finden, muß an Leopold bald nach dessen Schwertleite gerichtet sein; denn die milte, welche der Dichter im letzten Verse rühmt, ist doch wohl die, welche er an jenem Feste erfahren hatte.“ Daß hier nicht das Fest der Schwertleite in Betracht kommen kann, sondern das Hochzeitsfest gemeint sei, ergibt sich aus den Erörterungen in Nr. 21 und 22.

*) Pfeiffer hat nach pflac ein Kolon gesetzt, wodurch auch die vorletzte Zeile auf Leopold bezogen und die letzte als Begründung der staeten triuwe erscheinen würde, die aber, wie aus dem eben Gesagten erhellen wird, der Dichter an Leopold noch nicht preisen konnte. Nach pflac ist demnach Punkt zu setzen.

Menzel (p. 164 ff) glaubt Walther auch zwischen 1207 und 1209 in Wien, eine Ansicht, von deren Unhaltbarkeit man sich leicht überzeugen wird.

Er will die Sprüche L. 84, 1, Pf. 127, S. 72; L. 31, 33 und 32, 7, Pf. 107, 108, S. 59, 60 am Wartburger Hof entstanden sein lassen. Zu L. 84, 1 vgl. p. 83 und 84. Zu L. 31, 33 und 32, 7 erwähne ich hier nur einen Grund, mit dem Menzel die Sprüche nach Thüringen setzt, um ihn in Nr. 25 und 29 nicht mehr anführen zu müssen. „Warum, sagt er p. 155, drückt Walther in 3 Sprüchen.... die heftigste Sehnsucht nach Oesterreich aus und beruft sich in den beiden letzteren den Anfeindungen seiner Neider und Verfolger gegenüber stäts und mit heftigem Ungestüm auf den Herzog Leopold? Warum nicht auf den Landgrafen Hermann und seinen Hof, der doch gewiß an Berühmtheit dem Babenbergischen nicht nachstand und ein ebenso competentes kunstrichterliches Forum abgeben konnte, wie dieser?" Die Antwort, die zwar schon in der Frage liegt, gibt er p. 159 wieder: „Von Kärnthen aus brauchte er nicht dem Herzog Leopold zuzurufen; ‚dû enwendes michs alleine, sô verkêre ich mîne zungen'. Nur der Thüringer und der Wiener Hof waren sich in der Pflege des Minnesanges ebenbürtig." Menzel meint also, daß Walther, hätte er L. 31, 33 und 32, 7 in Kärnthen gedichtet, sich auch auf den Landgrafen Hermann hätte berufen können. Weil er sich nun auf Leopold mit dem Beisatze „alleine" beruft, müssen die Sprüche in Thüringen entstanden sein!

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß diese Folgerung nicht begründet ist. Hat doch Menzel selbst wiederholt darauf hingewiesen, daß unserem Dichter der Wiener Hof über alle andern gieng, daß er mit diesem „wünneclichen hof" keinen andern verglich, daß er hier a l l e i n

sein Leben zubringen und seine Lieder singen wollte. Uebrigens erklärte sich das „alleine“ auch einfach genug aus der Natur der Bitte, die jeder möglichst eindringlich zu machen sucht. Menzel findet ferner in diesen beiden Sprüchen eine „allgemeine Klage über den Verfall des höfischen Sanges.“ Gerade in Thüringen, wo damals Wolfram sang und die letzte Hand an den „Faust des Mittelalters“ legte, hätte Walther nicht die geringste Veranlassung dazu gehabt.

Allein nehmen wir zunächst mit Menzel an, es wären die Sprüche in Thüringen entstanden und sehen nun, wie er darauf seinen zweiten Wiener Aufenthalt stützt (p. 164): „Sicher hat der Dichter Sorge getragen, daß Leopold seine Klagen vernahm und Alles aufgeboten, um seinen Zweck zu erreichen. Wäre ihm aber dies nicht gelungen, wie Rieger p. 15 und 28 annimmt, so dürften wir mit Recht in Walthers Sprüchen eine Andeutung darüber erwarten.“ Das ist einer jener Schlüsse, wie sie bei Walther nie hätten gemacht werden sollen, denn sie werden niemand überzeugen, da sie überall da, wo wir eben sonst nichts wissen, anwendbar wären. *)

---

*) Es sei hier nur ein Beispiel angeführt. Im Jahre 1203 bat der Dichter den Herzog Leopold um dauernde Aufnahme am Wiener Hofe. Sicher wird er auch damals Alles aufgeboten haben, seinen Zweck zu erreichen. In den folgenden Sprüchen finden wir keine Andeutung darüber, daß ihm sein Zweck nicht gelungen sei, und wir müßten somit nach Menzel schließen, der Dichter habe Aufnahme gefunden, wäre uns nicht aus andern Umständen bekannt daß eben das Gegenteil der Fall gewesen sei. Wie viel natürlicher und näher liegt gerade der entgegengesetzte Schluß, daß Walther, weil wir in seinen Gedichten nicht die geringste Andeutung finden, daß er seinen Zweck erreicht habe, auch nicht in Oesterreich gewesen sei. Aus einem zweijährigen Aufenthalt des sangesreichen Dichters nicht ein einziges Produkt!

Nun macht sich Menzel einen Einwurf gegen seinen eigenen Calcül, und zwar einen, den ihm sonst wohl niemand gemacht hätte: „Man könnte nun zwar annehmen, die langjährige Sparsamkeit, zu der man am Wiener Hof durch die Vorbereitungen zum Kreuzzug sich veranlaßt sah, habe dem Dichter die Aufnahme daselbst unmöglich gemacht, (aus den folgenden Zeilen ersehen wir schnell, wozu dieser Einwurf gemacht wird) und der nach dem Kreuzzug von 1217—19 gedichtete Spruch L. 36, 1 scheint auf den ersten Blick dies zu bestätigen.“ (Also um ganz unversehens den Inhalt eines erst nach 1217 entstandenen Spruches hieher zu beziehen, was man sich, wenn er als Gegner eingeführt wird, viel lieber gefallen läßt.) „Allein — schreibt Menzel weiter — die genaue Bekanntschaft des Dichters mit dem Verhalten des Hofs und der Adelskreise in Wien während jener sparsamen Zeit beweist unwiderleglich, daß er selbst Zeuge davon war. Er sagt: ‚Dô Liupolt spart ûf gotes vart, ûf künftig êre, sie behielten alle samt, si volgten sîner lêre: si zuhten ûf, alsam sie niht getörsten geben‘. So kann nur ein Augenzeuge sprechen.“

Der Sprung, den Menzel hiebei macht, ist leicht sichtbar. Es fragt sich, welches jene sparsame Zeit am Wiener Hofe war, von der Walther in L. 36, 1 spricht. Menzel versteht freilich ohne weitere Begründung die Zeit von 1207—9, sonst hätte er sich oben ja umsonst den Einwurf gemacht! Allein mit Unrecht. Der Spruch ist nach der Ansicht Lachmanns, Pfeiffers, Wackernagels, Riegers, Simrocks und Menzels selbst (p. 272) gegen Ende des Jahres 1219 entstanden. Ende 1216 oder Beginn 1217 läßt Menzel selbst (p. 265) Walther nach Wien kommen und dort Zeuge der Sparsamkeit sein für den Kreuzzug, der noch in demselben Jahre unternommen wurde.

Es ist nun doch naturgemäß, daß Walther im Spruche von 1219 den Rittern nicht ihre Sparsamkeit vor mehr als 10 Jahren vorwirft, sondern die im Jahre 1217, von der sie, wie er 1219 sagt, auch jetzt nach vollendeter Fahrt nicht ablassen wollen.*) (Ich sehe hier ganz davon ab, daß in den Jahren 1207—9 die Sparsamkeit für den Kreuzzug, der erst 1212 zu Stande kam, gewiß nicht groß gewesen sein wird.)

Mit noch geringerem Recht bezieht Menzel den Inhalt des Spruches L. 34, 34 hieher. Es geht klar aus dem ebenfalls erst um 1219 entstandenen Gedichte hervor, daß Walther erst damals, als das Gedicht entstand, an Leopold den „höfischen Trost" fand, nicht schon 10 Jahre früher; z. B. **so ist mîn hôfscher trôst zehant dâ bî Liupolt"**.

Richtig sieht Menzel in den Worten „**mîn hôfscher trôst**" eine „offenbare Beziehung auf L. 32, 16" und schließt daraus richtig — auf Pfeiffer gestützt — „daß Walther kurz nach Abfassung der beiden Berufungssprüche an Leopold in Wien gastliche Aufnahme und höfischen Trost wirklich fand"; aber unbegründet und unrichtig ist wieder die weitere Folgerung, daß „dies des Dichters zweiter längerer Aufenthalt (1207—9) am Babenberger Hofe gewesen sei;" und zwar schon deswegen, weil seine Ansicht unannehmbar ist, daß Walther um 1207 den Herzog um Aufnahme (**hofschen trost**) gebeten, die ihm derselbe auch sofort gewährte; aber erst 1219 im Spruche L. 34,

*) Also selbst wenn Menzel schon durch andere Gründe den Wiener Aufenthalt Walthers um 1207 nachgewiesen hätte, hätte er dennoch nicht den geringsten Anhaltspunkt zur Behauptung, daß der Dichter in diesem Spruche die Sparsamkeit der Ritter um 1207 meine, um wie viel weniger liegt darin ein Beweis für den Aufenthalt selbst. Dasselbe gilt noch mehr vom folgenden Spruch.

34 dem Herzoge seine Freude und den Dank dafür ausgedrückt habe. — Die Sprüche mit der Bitte und dem Dank für die sobaldige Erfüllung derselben müssen bald nach einander gedichtet worden sein.

Menzel freilich konnte sie, nachdem er schon die Behauptung eines WienerAufenthaltes zwischen 1207 und 1209 ausgesprochen hatte, nicht mehr zusammenrücken. Denn hätte er die beiden Berufungssprüche nach 1216 oder 1217 hinabgerückt, so hätte er für den angesetzten Aufenthalt auch nicht mehr einen scheinbaren Anhaltspunkt gehabt. L. 34, 34 nach 1207 heraufrücken konnte er auch nicht, da der Dichter darin vom „biderben patrîarke“ spricht, bei dem er erst (auch nach M.) 1218 sich aufgehalten hat. So sah er sich veranlaßt, einen Ausweg zu ergreifen, indem er den Inhalt des Spruches aus 1219 auf die „gastliche Aufnahme von 1207“ bezog.

Wir aber können nicht mehr zweifeln, L. 31, 33 und 32, 7 nach 1216 oder 1217 hinabzurücken und sehen uns so durch Menzels eigene Argumentation zur Verneinung seiner p. 85 aufgestellten Behauptung, daß diese beiden Sprüche vor 1207 in Thüringen entstanden seien, zurückgeführt.

Leicht begreiflich ist das folgende Geständnis Menzels: „Ob einer der vorhandenen Sprüche in diesen Lebensabschnitt des Dichters gehöre, ist nicht zu ermitteln.“ — Wir wissen sonst von keinem Aufenthalt Walthers, dem nicht ein oder mehrere Produkte zuzuteilen wären!

Richtig ist endlich auch der Grund, mit dem Walther wieder von Wien entfernt wird: „Wie lange dieser Aufenthalt dauerte, ist nicht zu ermitteln, nur so viel läßt sich aus L. 36, 1 schließen, daß während dieses Aufenthaltes die Vorbereitungen zum Kreuzzuge und die dadurch bedingte Sparsamkeit am österreichischen Hofe begann,

daß er noch eine Zeit lang Zeuge derselben war, schließlich aber es geraten fand, einen ergiebigeren Boden für seine Kunst anderwärts aufzusuchen.“ Abgesehen davon, daß L. 36, 1 — wie gezeigt, — nicht hieher bezogen werden darf, wissen wir, daß Walther wegen der Vorbereitungen zu einem Kreuzzuge Wien nicht zu verlassen brauchte. Wir finden ihn wiederholt bei derartigen Rüstungen, ja noch während des Kreuzzuges selbst in Wien. So vor und während des Zuges Leopolds VI., Friedrichs I. und Leopolds VII. Auch nach Menzel fand Walther bei all diesen drei Zügen „es nicht für gut“, Wien zu verlassen; nur im Jahre 1209 sollte so gespart worden sein, daß man dem Sänger nichts mehr geben konnte, trotzdem daß der Kreuzzug erst drei Jahre später statt fand!

Zum Schlusse sagt Menzel: „Dies wird auch durch die urkundlich beglaubigte Zeitgeschichte bestätigt.“ Das „Dies“ schließt sich so an den obigen Satz an, daß man erwartet, Menzel bringe aus der Zeitgeschichte nun wirklich den Nachweis, daß um 1208 eine große Sparsamkeit in Wien begonnen und daß Walther in Folge deren den Wiener Hof verlassen habe. Was er aber wirklich nachweist, verlangen wir hier nicht zu wissen. Er zeigt nämlich, daß Leopold 1108 einen Kreuzzug gelobt habe, daß ihn der Pabst schon 1208 dafür belobt und zugleich ermahnt habe, den Aufbruch nicht zu verzögern, daß Innocenz 1210 in einem Sendschreiben ihm den versprochenen Kreuzzug wieder nahe rückte u. s. anderes, das auf einen Aufenthalt oder eine Abreise Walthers keinerlei Bezug hat.

Wie unbegründet und unhaltbar mithin der Ansatz eines Aufenthaltes Walthers in Wien während 1207—9 sei, dürfte klar geworden sein. [Wo Walther damals wirklich sich aufhielt, darüber a. ei. a. O.]

[24]) Lachmann, Wackernagel und Simrock bringen mit dieser Strophe auch andere gleichgebaute in Verbindung, die wie Simrock zu 156 bemerkt, nicht durch den Gedanken mit einander verbunden werden, sondern sich nur wie Sprüche desselben Tones zu einander verhalten. Sie sind daher als selbständige Gedichte aus verschiedener Zeit zu betrachten und zu trennen, wie Wilmanns in 45, 1 und Pfeiffer in 42 getan haben. Was dem Spruche hier seine Stelle anweist, ist der überraschende Zusammenhang der Gedanken mit den andern Kärnthner Sprüchen.

[25]) Ueber die verschiedensten Bestimmungen, welche die Sprüche erfahren haben, siehe Menzel p. 156 ff, 168 ff. Zuerst wird es notwendig sein, die Zusammengehörigkeit aller vier Strophen wahrscheinlich zu machen, welche von Lachmann, der die beiden Berufungsstrophen nach Thüringen verlegt,*) Wilmanns, welcher wie Wackern. (II, 169) den Spruch 83, 121 in Kärnthen oder Thüringen, 83, 151 aber am Wiener Hof entstanden sein läßt und Menzel, der die beiden Berufungssprüche nach Thüringen bezieht (vgl. p. 85) in Abrede gestellt wird. — Auf die gleiche Tonart ist kaum ein Gewicht zu legen, wohl aber darauf, daß alle vier Sprüche in den Handschriften neben einander stehen. Gewichtiger ist der knappe Gedanken-Zusammenhang dieser Strophen, wie er p. 33 ff ersichtlich worden sein wird. Dazu kommt, was schon Simrock zu 59 bemerkt hat, die aus-

---

*) Lachmann findet es (p. 157) „zwar auch denkbar, daß unser Spruch (L. 32, 7) nach Kärnthen gehörte: aber die Schälke an Herzog Bernhards Hofe sind wohl in den zwei folgenden hinreichend gescholten, und nach der Anmerkung zu S. 35, 9 (worin er sagt, daß der Fürst, dessen wandelbare Laune Walthern vertrieb, Herzog Bernhard v. K. gewesen sei) scheint Walther von da nach Thüringen gezogen zu sein, nicht nach Oesterreich.“ Vgl. dazu p. 98.

drückliche Beziehung von L. 32, 13: 32, 30. In Rechnung zu ziehen, sowohl für die Zusammengehörigkeit der Strophen, als für Walthers Aufenthalt in Kärnthen überhaupt, mag die folgende Untersuchung über den von Walther in L. 32, 7 genannten Stolle sein, von dem Lachmann (p. 157) sagt: „Daß Stolle, bei dem die Hofleute den Dichter verklagen, ein elender Skribent gewesen sei, kann Bodmern (Proben p. XXXV) kein Nachdenkender mehr glauben. Ich meine, er war ein geistlicher Rat Landgraf Ludwigs, der gegen ihn Walthers Gesang verkêrte.“

In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts begegnen wir einem Meistersänger Stolle, von dem uns mehrere Gedichte meist geistlichen Inhalts und einige Sprüche erhalten sind. Seine Herkunft schien zweifelhaft, da seine Sprachformen steit für stât, êre für aere [in waere u. s. w.], wie Bartsch, deutsche Liederdichter LV, glaubte, nach Niederdeutschland weisen, während außer diesen Formen seine Sprüche nach ihren geschichtlichen und lokalen Beziehungen für Oberdeutschland sprechen, so daß Bartsch meinte, „wollte man seine Heimat in Niederdeutschland suchen, so müßte man eine sehr frühe Einwanderung nach Süden annehmen.“

Können wir nun ein Geschlecht der Stolle in Oberdeutschland nachweisen, so liegt die Annahme nahe, daß es das des Dichters Stolle ist.

Ein solches läßt sich wirklich für Brixen in Tirol urkundich belegen und zwar von 1191 bis 1323, also gerade während der Zeit, die hier für uns in Betracht kommt. Im Neustifter-Urkundenbuch (p. 66, Nr. CLXXI) kommt in einer Urkunde aus dem Jahre 1191 ein „Heinricus Stollo“ mit mehreren andern aus der Brixner Gegend

als hujus rei „testis“ vor. Vgl. Zingerle, Germ. XX, 262. In einer andern Brixner Urkunde vom 9. Dez. 1323 kommt wieder ein „Christian der Stolle“ als Zeuge vor. [Vgl. Bartsch, Lied. LV.] Mithin Beweis genug, daß das Geschlecht der Stolle daselbst ansäßig gewesen ist. Nun sprechen aber noch die Formen ei=â, ê=ae gegen diese Heimat Stolle's. Aber wohl nur scheinbar, in der Wirklichkeit sprechen sie mehr für als gegen dieselbe, weil gerade zur Zeit Stolles die Schreibweise wêre für waere in Tirol ganz allgemein war, wie man sich in den Urbaren Meinhards überzeugen kann. Desgleichen findet man den Diphtong ei für â. [Vgl. Weinhold, bair. Gram. § 79.] War endlich dieser Sänger, Meister Stolle, aus Tirol, so erklären sich seine Beziehungen zu Meinhard von Kärnthen-Tirol, die wir aus seinem Gedichte an Meinhard (1285) ersehen, von selbst. Aber der Sänger, Meister Stolle, von dem uns die Gedichte erhalten sind, kann Walthers Zeitgenosse nicht gewesen sein, da wir noch von 1285 ein Gedicht von ihm haben. Es muß noch einen andern Sänger Stolle gegeben haben, der wenigstens um circa 30 Jahre früher in Tätigkeit war.

Wir erhalten eine überraschende Bestätigung davon im Meistergesangbuch 5 c, [vgl. Wackernagel zu Simr. II, 164] wo Rubin den Tod Stolle's neben dem Reinmars, Walthers, Nithards und Bruder Wernhers beklagt. Alle drei und der Schreiber selbst waren Zeitgenossen Walthers, mithin doch auch Stolle? Daß dieser Stolle wirklich der war, den Walther nennt, ergibt sich noch deutlicher aus Rubins Charakteristik von Stolle's Gesangsweise. Er nennt ihn „einen Bock mit Gesang“, was offenbar eine Anspielung auf seine Mut- undBöswilligkeit ist, was schon Wackernagel (II, 164) hervorgehoben hat; also

gerade so, wie wir ihn bei Walther in L. 32, 7 finden, als hätte Rubin bei Stolle's Charakteristik das Verhältnis zu Walther vor Augen gehabt.

Wir können also zwei Sänger Stolle nachweisen, auch Ein Geschlecht der Stolle und zwar in Tirol. Den jüngern Sprößling aus diesem einzig nachweisbaren Tiroler Geschlechte finden wir mit dem Kärnthner Hof in Beziehung, den ältern mit Walther, seinem höchst wahrscheinlichen Heimatsgenossen im engsten Sinne des Wortes, an dem nämlichen Hofe — an dem von Thüringen? — doch wahrscheinlicher an dem von Kärnthen, an dem schon damals ein reger Verkehr mit dem Nachbarlande Tirol bestand wie später gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

In der Nähe dieses „Bockes mit Gesang" konnte Walther über den Verfall des höfischen Sanges klagen, wozu er in Thüringen keine Veranlassung gehabt hätte. Vgl. p. 86. Wie endlich hätte Walther in Thüringen, wo er längere Zeit die Gastfreundschaft Hermanns genossen hatte, schicklicher Weise die beiden Berufungssprüche singen können? Was sollte Hermann und sein Hof zu Walthers „Herzog aus Oesterreich, Fürst, du allein kannst es noch hindern, daß ich unhöfisch zu schelten anfange," gesagt haben? Ein so unschickliches Betragen darf dem feinfühlenden Sänger, wie er sonst sich zeigt, nicht in die Schuhe geschoben werden. Man müßte nur annehmen, Walther habe sich mit Hermann entzweit, wozu wir jedoch keinen Anhaltspunkt haben, während anderseits Walthers Zwist mit Bernhard schon durch L. 32, 17 bezeugt ist.

Daß L. 32, 7 in Kärnthen, L. 31, 33 aber schon in Wien entstanden sei, glaube ich verneinen zu können, weil

sich aus der Darstellung in p 36 ergeben wird, daß L. 31, 33 vor L. 32, 7 entstanden sei.

[26]) Lachmann zu 19, 36, Wackernagel in II. 131 und Simrock zu 4 beziehen den Spruch auf die Trauer nach Herzog Friedrichs Tode 1198. Dagegen hat Rieger (p. 28) eingewendet: „Er klagt nur über die Entbehrung eines lustigen Lebens und würde bei solchem Anlaß ebenso wenig persönliches Gefühl für den Hingeschiedenen als allgemeines Schicklichkeitsgefühl verraten." Er weist ihn in die Zeit des letzten Wiener Aufenthaltes. Wilmanns und Pfeiffer geben kein bestimmtes Urteil. Menzel (p. 263) rückt ihn, gestützt auf „Riegers überzeugende Ausführung" und auf das wilent, das anzudeuten scheint, daß zwischen der hier geschilderten Situation und dem früheren Glanze des Wiener Hofes eine lange Reihe von Jahren verflossen sein müsse," ebenfalls zwischen 1217 und 1219, welcher Zeit „das im Gedichte entworfene Bild zuverlässig entspricht." Ich glaube, daß man sich dieser [nur das wilent gibt wohl keinen Anhaltspunkt] und der folgenden Auseinandersetzung Menzels nicht entgegensetzen kann. In p. 264 argumentiert er: „Im Jahre 1198 nahm der ganze Hof keineswegs eine andere Physiognomie an, so wie sie unsere Strophe schildert, sondern der junge Leopold erfreute dem süßen Regen gleich beide, die Leute und auch das Land und Walther allein sah sich vom allgemeinen Glück ausgeschlossen. (L. 20, 31.) Damals hätte der Hof zu Wien dem Dichter nur allzuwohl behagt, aber der Dichter behagte dem Hof, d. h. dem jungen Herzog nicht. Hier aber, in der Strophe „der hof ze Wiene sprach ze mir" ist das Verhältnis das umgekehrte. Der Wiener Hof hat Walther eingeladen und gewünscht, es möge ihm hier behagen. Nun gefällt es ihm aber nicht wegen des ein-

förmigen und freudlos gewordenen Lebens, das daselbst herrscht." — Der Grund, den Simrock für seine Setzung beibringt, (der einzige, der für 1198 überhaupt beigebracht worden ist) wendet sich gegen ihn. Zu 4 sagt er: „Die Beziehung der Zl. 12 und 13 auf 2, 7—13 ist fast wörtlich". Nun wissen wir nach Nr 22 daß der Spruch: „Ob ieman spreche" erst mehrere Jahre nach Friedrichs Tod entstanden sei, mithin muß 4, dem 2 schon vorgelegen ist, noch später entstanden sein.

[27]) Daß Walthers Aufenthalt in Aquileja in diese Zeit falle, ergibt sich schon daraus, daß des Patriarchen Milde in einem Spruche von 1219 (L. 34, 54) gepriesen wird und zwar als gleichzeitig mit Leopolds und Heinrichs Milde, die er damals genoß. Menzel p. 270 setzt den Aquilejer Aufenthalt in diese Zeit, gibt aber dafür als Grund an, daß „unter dem Patriarchen Wolfger das Patriarchat in übler Zerrüttung war," (er hat diese Ansicht wohl von Wackernagel II, 167) so daß er unter dem in L. 34, 34 Gepriesenen nicht gemeint sein könne. Begründet hat Menzel diese Behauptung aber nicht. Wackernagel II, 167, Simrock zu 62, Rieger (p. 28) und Wilmanns zu 83, 131 setzen den Aquilejer Aufenthalt gleichfalls unter Berthold von Andechs.

[28]) Simrock zu 73 setzt ihn bestimmt nach Kärnthen, Wilmanns glaubt zu 85, 1, daß er „sich vielleicht auch auf den Zwischenfall in Kärnthen beziehe." Eine andere Bestimmung hat der Spruch nicht erfahren. Seinem Inhalte nach kann der Spruch sowohl nach Kärnthen, als nach Oesterreich bezogen werden, je nachdem man darin den Tadel auf denjenigen, der seinen „großen Willen" nicht zu erfüllen im Stande ist, oder das Lob desjenigen, der ihn auszuführen versteht, in den Vordergrund stellt.

Ich meine, daß aus ihm das Lob mehr hervortrete als der Tadel und daß er, am Hofe Bernhards gesungen, doch wohl scharf gewesen wäre, da der Herzog, der einmal Walther gegenüber nicht wahrhaft war, in jedem Zuge, mit dem der Dichter die wahrhafte Milde preist, seinen Tadel finden mußte. Daß der Dichter auch im vorausgegangenen Gesang an Leopold sich auf die Kärnthner Verhältnisse bezieht, kann meine Vermutung nur bestärken.

[29]) Nun erst, seitdem wir den letzten Aufenthalt Walthers in Oesterreich im Zusammenhange entwickelt haben, wird es möglich sein, die Zeitbestimmung des Kärnthner Aufenthaltes zu versuchen, der bisher mit Ausschluß von Simrock zu 60, 61 und 62 und Wackernagel II, 165 vor den zweiten Thüringer Aufenthalt gesetzt worden ist, während wir ihn ins Jahr 1215 und 16 und von Ende 16—20 den Aufenthalt in Wien-Aquileja-Wien setzen.

Schon der Umstand, daß von 1215—17 die politische Lyrik Walthers verstummt, trotzdem daß es damals nicht weniger als je an Stoff zu derartigen Gesängen fehlte, ist auffallend und legt die Vermutung nahe, daß Walther während dieser Zeit von Mitteldeutschland, dem politischen Zentralpunkt, entfernt gewesen sei. Die Annahme Menzels p. 277 ff, daß Walther während dieser Zeit auf Geheiß Kaiser Friedrichs geschwiegen habe, ist ohne jeden Anhaltspunkt. Sich als bloßes Werkzeug politischer Intriguen gebrauchen zu lassen, wie Menzel p. 281 will, war Walthers Einsicht in die umliegenden Verhältnisse zu klar, sein Selbstbewußtsein zu groß und zu wahr, sein Charakter für solche Schleichwege zu gerade.

Einen andern Anhaltspunkt für die Zeitbestimmung finden wir in L. 32, 7 und L. 34, 34. In L. 32, 15 und

16 spricht der Dichter den Vorsatz aus, von Kärnthen nach Wien zu gehen:

„Ze Ôsterrîche lernt ich singen unde sagen:
dâ wil ich mich allerêrst beklagen:
vind ich an Liupolt höveschen trôst, so ist mir mîn muot entswollen.“

Also nach Oesterreich will er gehen und nicht nach Thüringen. Wir haben nun keinen Anhaltspunkt anzunehmen, daß der Dichter seinem Vorsatze untreu geworden sei, sondern finden im Gegenteil in L. 34, 34 die deutlichste Bestätigung, daß er ihn wirklich ausgeführt habe. L. 34, 34 ist in Wien entstanden, was von niemanden bezweifelt worden ist. Aus dem ganzen Gedichte ersehen wir, daß ihm sein „muot entswollen“ ist, weil er sagen kann: „so ist mîn hôfscher trôst zehant dâ bî Liupolt.“ Die unmittelbare Beziehung der beiden Sprüche ist doch unleugbar. Sie verhalten sich zu einander wie die Bitte zum Danke für die Erfüllung derselben (vgl. p. 88). L. 34, 34 fällt nach dem übereinstimmenden Urteil ins Jahr 1219. Würde nun das „so ist mîn hôfscher trôst zehant dâ bî Liupolt“ nicht wie Ironie klingen, hätte Walther zwischen seiner Bitte um den höfischen Trost in Kärnthen 1209 — wie man eben wollte — und des Herzogs Erfüllung derselben 1219, also 10 Jahre lang, anderswo — in Thüringen — seine Unterkunft suchen müssen?

Sehen wir noch, ob die Gründe derjenigen triftig sind, welche den Kärnthner vor den Thüringer Aufenthalt setzen. Deren zwei hat man vorgebracht. Den ersten bot das Thüringer Gedicht L. 35, 7, Pf. 109, S. 56: „die andern fürsten alle sint vil milte, iedoch sô staeteclîchen niht.“ Man glaubte nun, daß Walther unter diesen milden, aber unstäten Fürsten Bernhard von Kärnthen gemeint haben müsse.

Aber wir wissen, daß Walther von 1189 bis 1210, wo dieser Spruch entstanden ist, auch ohne Bernhard sattsam unstäte Fürsten gefunden hat. — Der andere Grund lag in L. 31, 33, worin man die Einweihungsstrophe dieses Tones zu finden glaubte. Da nun mehrere (?) Sprüche dieses Tones in Thüringen entstanden seien, die Einweihungsstrophe, also die erste, in Kärnthen, so wird Walther in Kärnthen früher als in Thüringen gewesen sein. Aber Simrock hat zu 59 diese Annahme mit Gründen zurückgewiesen; wozu noch zu beachten wäre, daß das in nomine . . . genau zum Inhalte paßt, da des tievels sâmen hier nicht das Böse im allgemeinen Sinne meint, sondern eine spezielle Beziehung auf die Störung des höfischen Gesanges hat, wie sie in den folgenden Zeilen deutlicher ausgeführt wird.

[30]) Wir haben keine Veranlassung, wegen des Lobes Heinrichs nach einem längern, zusammenhangenden Aufenthalt Walthers in Mödling zu suchen, da es nahe bei Wien lag, und er somit während seines frühern und jetzigen Aufenthaltes in Wien wiederholt nach Mödling kommen und Heinrichs Gastfreundschaft erfahren konnte.

L. 34, 34, das zweifellos diesem letzten Wiener Aufenthalt angehört, legt mir die Vermutung nahe, daß es zu einer Zeit entstanden sei, wo der Patriarch Berthold und Herzog Heinrich in Wien anwesend gewesen sind. Sollte vielleicht der Patriarch Leopold bei der Rückkehr vom Kreuzzuge von Aquileja nach Wien begleitet haben, wo damals auch Heinrich zugegen war? — In dieser Vermutung werde ich dadurch bestärkt, daß Heinrich von Andechs (über den am 11. Nov. 1208 und am 6. Jänner 1209 wegen Mitschuld am Morde Philipps die Reichsacht ausgesprochen worden war) und seine Verwandten, besonders der Patriarch Ber-

thold, gerade Ende 1219 die vollste Tätigkeit entfalteten, von Kaiser Friedrich die Verzeihung zu erlangen und wieder den Besitz der alten Güter zu erreichen. Nun hatte Heinrich von Andechs mit Herzog Leopold den Zug ins Morgenland mitgemacht und findet sich nach Leopolds Rückkehr in Wien (Meill. Reg. Nr. 126 und p. 258) und so wahrscheinlich auch Berthold, da er am Beginn des nächsten Jahres am Hofe Friedrichs für Heinrich tätig erscheint. L. 34, 34 wäre somit in den 3 letzten Monaten von 1219 entstanden, wofür auch der Inhalt spricht.

[31]) Lachmann und Simrock bringen (112, 3 und 121) mit dieser Strophe eine andere in Verbindung, deren Inhalt dem dieser gerade entgegengesetzt ist, überhaupt damit nichts als den gleichen Versbau gemein hat. Deswegen sind beide als selbständige Gedichte aus verschiedenen Lebensperioden zu trennen, wie Pfeiff. in 71 und 8; Wilm. in 4, 3 und 4, 8 getan haben.

[32]) Ueber die verschiedenen Deutungen, die dieser Spruch erfahren hat, vergl. Menzel p. 275 ff. Daß der Spruch L. 35, 17 nach Oesterreich falle, ist wegen der Anrede „Liupolt ûz Ôsterrîche" unbestreitbar. In diese letzte Zeit seines Wiener Aufenthaltes gehört er, weil er sich hier am besten den Lebensverhältnissen und der Denkweise des Dichters anschmiegt, da früher, so lange er noch fröhlich war, der Herzog nicht Ursache gehabt hätte, ihn von der fröhlichen Gesellschaft der Menschen wegzuwünschen; denn daran halte ich fest, daß, wenn der Herzog Walther in den einsamen Wald verwünscht, und der Dichter dem gegenüber sich darauf beruft, daß ihn die Leute noch gerne bei sich sehen und er hinwieder auch noch gerne bei ihnen sich aufhalte, [„si sehent mich bî in gerne, alsô tuon ich sie" und „Liupolt ûz Ôsterrîche, lâ mich bî den liuten" und

„wünsches dû mich von in, sô tuost dû mir leide“] und wenn man die anderweits belegte Abnahme der Freudigkeit des Dichters in Betracht zieht, keine andere Veranlassung zu Leopolds Wunsche näher liege, als des Dichters Weltschmerz.

[33]) Der in diese Periode fallende Aufenthalt am königlichen Hofe, als Erzieher von Kaiser Friedrichs Sohn Heinrich, wozu ihn seine Gelehrsamkeit, seine gereifte Erfahrung und seine tiefe Menschenkenntnis empfahl, war nur kurz, da es ihm an disen twerhen dingen nicht gelingen wollte; denn der Knabe war schon zu „selbwahsen“ und zu „krump, dem besemen leider alze grôz, den swerten alze kleine.“ *)

[34]) Das Gedicht ist bei L. 124, 1, Pf. 188, S. 115. Vgl. Wackernagel, kl. Schrift. II, 382. Die darin erwähnten unsenften brieve aus Rom [die Bannbullen über Kaiser Friedrich] weisen das Gedicht in das Ende von 1227 oder in das Frühjahr 1228. Letzteres scheint mir nach Zeile 10, 24, 32 wahrscheinlicher. Es ist vor den Rittern mit den geweihten Schwertern gesungen, mit denen sie im hl. Lande den Sieg erkämpfen sollen. Es sind wohl jene, welche dem Kaiser nach Italien entgegenzogen, da Friedrich noch am Beginn des Winters 27 einen Aufruf zur Teilnahme am Kreuzzuge, der im nächsten Mai zu Stande kommen sollte, nach Deutschland geschickt hatte. Da L. 124, 1 noch die Sehnsucht nach der Fahrt zeigt, kann Walther den Kreuzzug nicht 1227 unternommen haben.

Ich finde, daß das Heimatslied sich eng an das zweite Kreuzlied anschließt. In L. 124, 1 sieht der Dichter sich

---

*) Da der Kreuzzug in mein Thema fällt, fügte ich des Zusammenhangs wegen auch den allgemeinen Charakter dieser Periode ein. Eine eingehendere Begründung desselben wird man hier nicht erwarten.

auch unter jenen, welche die Welt durch ihren trügerischen Schein verleitet hat, darum muß er singen „ouwê“. Allein es gibt noch einen „trôst“: die Fahrt ins hl. Land erlöst von den Sünden und macht das Leben wieder wertvoll. So steigert sich seine Sehnsucht, dorthin zu kommen; denn kann er auch nicht mit dem Schwerte des Ritters oder dem Speere des Söldners einen Sieg erfechten helfen, so kann er doch als frommer Pilger dort seinen Trost finden. Ja möchte mir — ruft er aus — die ersehnte Fahrt übers Meer gelingen, so wollte ich deswegen singen: „wol“ und niemer mêre „ouwê“, niemer mêre „ouwê“!

In L. 14, 38 ist ihm diese Fahrt nun wirklich gelungen, er fühlt sich gereinigt, hat seinen trôst gefunden, sein Leben hat Wert gewonnen; darum singt er jetzt „wol“ in: „Nû alrêst lebe ich mir werde.“

Zu dem was über Walthers Kreuzfahrt in p. 57 ff erörtert worden ist, erübrigt hier nur noch zu erwähnen, daß man fälschlich den Ausspruch Lachmanns zu 12, 12, daß der Dichter in den Kreuzliedern nur die gemeinsame Stimmung darstellen wollte, damit die Kreuzfahrer sie auf ihrer Fahrt nach Palästina singen konnten, (die Kreuzlieder also bloße Produkte der Phantasie seien) dahin gedeutet hat, als hätte er damit einen Grund geben wollen, nach dem der Kreuzzug in Abrede gestellt werden könnte. Dieser Ausspruch war nur eine notwendige Folgerung aus der Leugnung der Kreuzfahrt. Denn die beiden Lieder waren und blieben dennoch vorhanden und Lachmann mußte also notwendig nach einer Entstehungsweise derselben suchen. Hätte Walther die Kreuzfahrt nicht gemacht, aber dennoch Kreuzlieder gedichtet, so wäre die von L. angegebene Entstehungsweise derselben der Vermutung zunächst gelegen, darum mußte auch Pfeiffer, Einl. XXIX,

darauf zurückkommen. Die Folgerung fällt natürlich mit der Voraussetzung, d. h. hier mit der Darlegung, daß die Leugnung der Kreuzfahrt nichtig war.

[35]) L. 76, 22 denkt man sich nach dem Vorgange Uhlands und Riegers auf der Reise von Würzburg nach Apulien entstanden. Ich glaube aber das Lied genauer bestimmen zu können. Schon aus einem ganz allgemeinen Vergleiche mit dem Heimatslied ergibt sich, daß es nach diesem entstanden ist. Denn während dem Dichter in diesem die Fahrt ins hl. Land am Herzen liegt und seine höchste Besorgnis erregt, so daß er die Reise über die See als eine noch fern liegende Hoffnung ausspricht*); ist ihm in jenem jeder Zweifel am Gelingen der Fahrt verschwunden: „nû loeset unverdrozzen daz hêrrebernde lant;" und noch viel deutlicher: „nû heilent Kristes wunden, sîn lant wirt schiere enbunden: dêst sicher sunder wân." Er hat überhaupt gar nicht mehr die Fahrt, sondern nur die Erreichung des Zweckes derselben im Auge, wozu er die Hilfe des „Erbarmers der Waisen" und der „Königin über allen Frauen" herabruft.

Solange Walther Italien vor sich liegen hatte, konnte er die Fahrt nach dem Oriente nicht als eine so hindernislose darstellen, da einige Lombardischen Städte, trotzdem

*) Daß Walther 1227 mit Ludwig von Thüringen nach Italien gezogen und, als der Kaiser den Kreuzzug nicht unternahm, mit vielen andern wieder umgekehrt sei, auf der Vogelweide das Heimatlied gesungen, eine neue Kreuzschaar geworben habe und 1228 wieder nach Italien gezogen sei, kann man Anzoletti (p. 74 ff) nicht wohl glauben. Denn die deutschen Pilger, die nicht durch Krankheit gehindert waren, schifften sich 1227 nach Syrien ein, da der Kaiser versprochen hatte nachzukommen. Erst von hier aus kehrten über 40000, als dieser das Versprechen nicht hielt, in die Heimat zurück. Vgl. Wilken, Gesch. d. Kreuzz. VI, 426, 439, 444.

sie erst 1227 sich mit dem Kaiser ausgesöhnt und versprochen hatten, selbst 400 Ritter zum Kreuzzuge zu stellen, (Raumer, Gsch. d. Hohst. III, 262) bei dem Zerwürfnisse des Kaisers mit dem Pabste wieder eine unruhige Haltung annahmen. Erst als er mit seinem Häuflein in Apulien bei Friedrich eintraf, der für Schiffe und genügenden Vorrat gesorgt hatte, stand der Fahrt nichts mehr im Wege, war er aller Sorgen ledig. Zu diesem Entstehungsort des Liedes stimmt auch die folgende Strophe: nû hellent hin gelîche, dâ wir daz himelrîche erwerben sicherlîche bî dulteclîcher zer.“ Das „jetzt laßt uns alle insgesammt dorthin eilen, wo wir den Himmel verdienen,“ weist das Lied in die Zeit, wo Walther schon ein größeres Kreuzheer vor sich hatte, was noch sicherer aus dem: „sich schar von manegen landen des heilegeistes her“ erhellt. Nur eine ganz geringe Anzahl Kreuzfahrer zog im Frühjahre 1228 dem Kaiser aus Deutschland entgegen. Sie konnte Walther sicher nicht ein Heer nennen. Aber nachdem sie sich den Truppen Friedrichs angeschlossen hatten, konnte er alle insgesammt „des heilegeistes her*“) nennen, und auch ein „her von manegen landen“; denn Friedrich hatte in seinem sicilischen Heere Krieger aus den verschiedensten Ländern, hatte aus Italien Zuzug — wenn auch spärlichen — erhalten und auch die deutschen Ankömmlinge aufgenommen. Auch der Sinn dieser Stelle (sich scharn = sich in Schaaren abteilen) wird jetzt verständlich. Die kleine Anzahl Kreuzfahrer aus Deutschland konnte Walther nicht auffordern, sich in einzelne Schaaren zu teilen, wohl aber war das

---

*) In diesem Heer befand sich auch der Spruchdichter Fridanc, wie seine Sprüche von Akers [154, 18—164, 2] außer jeden Zweifel setzen. Vgl. Grimm XLII, Bezzenberger p. 18; Pfeiffer, freie Forschung, p. 202.

in Apulien nötig, da Friedrich das Kreuzheer in mehreren Galeeren, also in mehreren Schaaren über das Meer führte. Die Entstehungszeit des Liedes fällt somit zwischen Ende März (Osterfest zu Baroli) und Juli oder August (Abfahrt des Kaisers. Vgl. Böhmer, Reg. p. 138, 139).

Allein Walthers „Teilnahme auf dem letzten Zuge 1228 wird dadurch unwahrscheinlich, daß der Kaiser, der in Italien weilte, sich plötzlich nach der Kunde von den unter den Muhamedanern ausgebrochenen Zwistigkeiten zur Verwirklichung der Fahrt entschloß und, ohne Zuzüge von Kreuzfahrern aus Deutschland abzuwarten, was bei der Feindschaft des Pabstes und der kriegerischen Stellung der Lombarden wohl ohnedies eitel gewesen wäre, nur mit dem eigenen sicilischen Heer, aus seinen treuen Deutschen, zum Teil auch aus Saracenen bestehend, den 11. August 1228 von Otranto aus nach Palästina hinüberfuhr," — meint Dietze (die lyrischen Kreuzgedichte des deutschen Mittelalters). Vielleicht ist auch diese Ansicht zu beseitigen.

Der Zwist unter den Mohamedanern brach schon 1227 aus und gab dem Kaiser Veranlassung, mit denselben Unterhandlungen anzuknüpfen, aber nicht zum plötzlichen Kreuzzuge. Durch das oben angeführte Schreiben vom Winter 1227 wurde des Kaisers Entschluß, im Mai 1228 eine Fahrt zu unternehmen, allgemein bekannt. Es war darin noch ausdrücklich versprochen, daß alle, die sich anschließen, unentgeltlich übergeführt und reichlich besoldet würden [Wilken, Gesch. d. Kr. VI, 441]. Die kräftigen Rüstungen Friedrichs konnten die Wahrheit seiner Aussage nicht bezweifeln lassen. Auch als der Kaiser im Frühjahr 1228 die Nachricht vom Tode Sultan Moattams (Nov. 1227) und von den daran sich knüpfenden Streitigkeiten erhielt, zog er noch nicht selbst hinüber, sondern beeilte sich, seine bewaffnete

Macht in Syrien mit 500 Rittern zu verstärken und seine Rüstungen zu beschleunigen. Ja auch im Mai kam der Kreuzzug nicht zu Stande, sondern wurde sogar noch über 2 Monate verspätet, — geschah also doch nicht plötzlich?!

Die Deutschen hatten somit früh genug Kenntnis vom Vorhaben ihres Kaisers, um sich ihm, wenn sie wollten, anschließen zu können. Jeder Zweifel daran muß schweigen, wenn wir noch nachweisen können, daß im Frühjahre 1228 Deutsche zur Kreuzfahrt aufbrachen. So unternahm (nach Posern — Klett, Arch. für sächs. Gesch. 1854, p. 43) Graf Günther von Biberstein am 15. Jänner 1228 die Kreuzfahrt. — Nach Sinnacher (Beiträge IV, 214) brach Ritter Wilhelm von Natz, Ministerial des Stiftes Brixen (was hier besonders ins Gewicht fällt, da L. 124, 1 höchst wahrscheinlich auf der Vogelweide im Eisaktal entstanden ist) im Frühjahre 1228 zur Kreuzfahrt auf. — Desgleichen „drängte es 1228 den Wulfing von Stubenberg, dem Beispiele seines Vaters Ulrich mit einer Wallfahrt nach Palästina zu folgen“ (Muchar, Gesch. v. Steiermark III, 347). — Auch Ludwig von Kastel unternahm 1228 die Kreuzfahrt (Röhricht, bei Zacher III, 314).

Es ist nun zweifellos, daß damals noch mehr Deutsche als sich nachweisen lassen, das Kreuz nahmen; doch die Angeführten genügen hier vollkommen.

Nun bleibt noch die Frage offen: konnten die deutschen Kreuzfahrer 1228 auch nach Apulien gelangen? — Dietze verneint es wegen der kriegerischen Stellung der Lombarden.

Auch zur Lösung dieser Frage findet sich ein direktes Zeugnis in einem Briefe Kaiser Friedrichs an die Gemeinde Cesena vom April 1228. Darin heißt es ausdrücklich: ‚Nuper autem venientibus de Theutonia crucesignatis paratum pro eorum transitu passagium fecimus exhiberi,

habentibus equos minus idoneos dantes alios competentes, indigentibus quoque subvenientes in equis et armis necessariis ac providentes singulis in victualibus et ceteris oportunis sic quod in prima septimana presentis mensis Aprilis marescallus noster cum eis et ingens de regno nostro militum comitiva sub ducatu domini transfretarunt.“ Vgl. Huillard-Bréholles, (hist. dipl. Fridr.) III, 58.

Wie berechtigt nun die Schlußfolgerung Dietze's ist: „Walther müßte also schon auf dem ersten Zuge 1227 gewesen sein. Dieser Annahme aber widerspricht das Lied Einst und Jetzt, worin er Ende 1227 oder Anfang 1228 seine Sehnsucht nach dem gelobten Lande ausspricht; daß er aber vorher schon einmal in Palästina gewesen, läßt sich aus seinen Gedichten nicht nachweisen, aus denen eher das Gegenteil hervorgeht. Mit Recht verwirft deshalb Lachmann überhaupt jeden Gedanken an eine ausgeführte Kreuzfahrt Walthers“ — mag der Leser selbst urteilen.

Anhang.

Das Fest zu Wien.

S. 2, Pf. 83, L. 25, 26.

Ob ieman spreche, der nû lebe,
daz er gesaehe ie groezer gebe,
als wir ze Wiene haben dur êre enpfangen?
Man sach den jungen fürsten geben,
5 als er niht lenger wolte leben:
dâ wart mit guote wunders vil begangen.
Man gap dâ niht bî drîzec pfunden,
wan silber als ez waere funden,
gap man hin und rîche wât.
10 ouch hiez der fürste durch der gernden hulde
die malhen von den stellen laeren.
ors, als ob ez lember waeren,
vil maneger dan gefüeret hât.
ezngalt dâ nieman sîner alten schulde:
15 daz was ein minneclîcher rât.

Zu p. 8, 30.

Anhang.

Das Fest zu Wien.

S. 2.

Ob jemand leben mag, der sah,
Daß größre Gabe je geschah,
Als wir beim Fest zu Wien empfangen haben?
Man sah den jungen Fürsten geben,
Als wollt'er nun nicht länger leben:
Da sah man Wunder viel geschehn von Gaben.
Man gab da nicht bei dreißig Pfunden —
Nein, Silber, gleich als wärs gefunden,
Und reiche Kleider gab man hin.
Auch hieß der Fürst, die Fahrenden zu freuen,
Um und um die Koffer kehren.
Ross' als ob es Lämmer wären
Wurden manchem zum Gewinn;
Da durft' die alte Schuld gar niemand reuen:*)
Das war ein liebevoller Sinn.

*) Simrock, der dieses Gedicht auf Herzog Friedrich bezieht, gibt dieser Stelle eine falsche Deutung. Vgl. p. 52.

An Leopold von Oesterreich.*)

S. 3, Pf. 81, L. 20, 31.

Mir ist verspart der saelden tor:
dâ stên ich als ein weise vor,
mich hilfet niht swaz ich dar an geklopfe.
Wie möhte ein wunder groezer sîn?
ez regent bêdenthalben mîn,
daz mir des alles niht enwirt ein tropfe.
Des fürsten milte ûz Ôsterrîche
fröit dem süezen regen gelîche
beidiu liute unt ouch daz lant.
10 er ist ein schoene wol gezieret heide;
dar abe man bluomen brichet wunder.
und braeche mir ein blat dar under
sîn vil milterîchiu hant,
sô möhte ich loben die süezen ougenweide.
15 hie bî sî er an mich gemant.

Zu p. 26.

Der Hof zu Wien.**)

S. 4, Pf. 86, L. 24, 33.

Der hof ze Wiene sprach ze mir:
„Walthêr, ich solte lieben dir,
nû leide ich dir: daz müeze got erbarmen.
Mîn wirde diu was wîlent grôz:

*) Simrock: „An Friedrich von Oesterreich.“ Vgl. p. 81.
**) Simrock: „Der Hof zu Wien nach Herzog Friedrichs Tod.“ Vgl. p. 95.

An Leopold von Oesterreich.

S. 3.

Mir ist versperrt des Glückes Tor:
Als Waise steh ich nun davor,
Doch hilft mir nicht mein Rufen und mein Klopfen.
Ein größer Wunder gibts nicht mehr:
Es regnet immer ringsumher,
Mich aber trifft von allem nicht ein Tropfen.
Der Fürst von Oesterreich, der milde,
Freut nach des süßen Regens Bilde
So die Leute wie das Land.
Er ist wie eine schöne, bunte Haide,
Da mag man sich mit Blumen schmücken;
Und wollte mir ein Blatt nur pflücken
Seine mildreiche Hand,
So lobt' ich gern die süße Augenweide:
Zur Mahnung sei ihm dies gesandt.

Der Hof zu Wien.

S. 4.

Der Hof zu Wien der sprach zu mir:
„Behagen sollt ich, Walther, dir,
Nun jamm'r ich dich: das möge Gott erbarmen!
Einst lebt' ich hoch und freudenreich,

5 dô lebte niender mîn genôz
wan künec Artûses hof: sô wê mir armen!
Wâ nû ritter unde frouwen,
die man bî mir solte schouwen?
seht wie jâmerlîche ich stê.
10 mîn dach ist fûl, sô rîsent mîne wende:
mich enminnet nieman leider.
golt silber ros und dar zuo kleider,
diu gab ich, unde hât ouch mê:
nun hab ich weder schapel noch gebende
15 noch frouwen z'einem tanze, ouwê!"

Zu p. 10, 38.

Neuer Lebensmut.

S. 21, Pf. 98, L. 19, 29.

Dô Friderich ûz Ôsterrîche alsô gewarp,
dêr an der sêle genas und im der lîp erstarp,
dô fuorte er mîner krenechen trit in derde.
Dô gieng ich slîchent als ein pfâwe swar ich gie,
5 daz houbet hanht ich nider unz ûf mîniu knie.
nû riht ich ez ûf nâch vollem werde:
Ich bin vil wol ze fiure komen,
mich hât daz rîche und ouch diu krône an sich genomen.
wol ûf, swer tanzen welle nâch der gîgen!
10 mir ist mîner swaere worden buoz:
êrste wil ich ebene setzen mînen fuoz
und wider in ein hôhgemüete stîgen.

Zu p. 25, 28.

Da war kein anderer mir gleich
Als König Artus Hof: nun weh mir Armen!
Wo nun Ritter, wo nun Frauen,
Die man bei mir sollte schauen?
Seht, wie jämmerlich ich steh!
Mein Dach ist faul, es sinken meine Wände:
Ach, mich minnet niemand — leider!
Gold, Silber, Ross' und gute Kleider
Gab ich und blieb so reich als je;
Nun hab ich weder Kränzlein noch Gebände,
Noch Frau'n zu einem Tanz, o weh!"

Neuer Lebensmut.

S. 21.

Als Friederich aus Oesterreich das Heil erwarb,
Daß er am Geist genas, da ihm der Leib erstarb,
Da senkt ich meinen stolzen Schritt zur Erde.
Da gieng ich schleichend wie ein Pfau, wohin ich gieng,
Das Haupt mir tief herab bis auf die Kniee hieng.
Nun richt' ichs auf mit fröhlicher Geberde:
Ich bin zu warmem Herd gekommen,
Mein hat die Krone, hat das Reich sich angenommen.
Wohlauf, wer tanzen will, ich will ihm geigen!
Vergessen hab ich, was ich litt:
Erst will ich eben setzen meinen Tritt
Und wieder in ein Hochgemüte steigen.

Der Kärnthner.

S. 57, Pf. 106 I, L. 32, 17.

Ich hân des Kerndaeres gâbe dicke enpfangen:
wil er dur ein vermʼsseu bieten mir alsô diu wangen?
Er waenet lîhte daz ich zürne: nein ich niht.
im ist geschehen daz noch vil manegem milten man geschiht.
Was mir lîhte leide, dô was ime noch leider.
dô er mʼr geschaffen hâte kleider,
daz man mir niht engap, dar umbe zürne er anderswâ.
ich weiz wol, swer willecliche sprichet jâ,
der gaebe ouch gerne, und waere ez danne dâ.
10 dirre zorn ist âne schulde weiz got unser beider.

Zu p. 33.

Mäuseklang.

S. 58, Pf. 106 II, L. 32, 27.

Ichn weiz wem ich gelîchen muoz die hovebellen,
wan den miusen, die sich selbe meldent, tragent si schellen.
Des lekers „hêr“, der miuse klanc, kument si ûz ir klûs,
sô schrîen wir vil lîhte „ein schalc, ein schalc! ein mûs, ein mûs!“
5 Edel Kerndenaere, ich sol dir klagen sêre,
milter fürste und marteraere umb êre,
ichn weiz wer mir in dînem hove verkêret mînen sanc.
lâz ichz niht dur dich und ist er niht ze kranc,
ich swinge im alsô swinden widerswanc.
10 frâg waz ich habe gesungen, und ervar uns werz verkêre.

Zu p. 35.

Der Kärnthner.

S. 57.

Des Kärnthners Gabe hab ich ja so oft empfangen:
Was zeigt er, weil ich einmal was vermißt, mir gleich
die Wangen?
Er wähnt vielleicht, ich zürne? Nein, wie dächt ich dran?
Was ihm geschah, geschieht gewiß noch manchem mil-
den Mann.
War es mir auch leid, so war es ihm noch leider.
Er hatte mir bewilligt gute Kleider:
Nun zürn er andern, wenn es nicht, wie er befahl, geschah.
Weiß ich doch, wer gern gewährt und spricht sein Ja,
Der gäb auch gerne, wär es immer da:
Dieser Zwist ist nicht die Schuld, wahrhaftig, unser
Beider.

Mäuseklang.

S. 58.

Wem gleich ich wohl die Hunde, die am Hofe bellen,
Als den Mäusen, die sich selber melden mit den Schellen:
Fährt Schmeichlers „Herr" und Mäuseklang zum Loch
heraus,
Wir rufen alle gleich: ein Schalk, ein Schalk! eine Maus,
eine Maus!
Edler Kärnthner, gönne, daß ich mich beschwere,
Milder Fürst und Märterer um Ehre,
Ich weiß nicht, wer an deinem Hof mir meinen Sang
verkehrt.
Laß ichs nicht um dich und ists der Gegner wert,
So schwingt ihm schweren Gegenhieb mein Schwert:
Nun frage, was ich wirklich sang und forsche, wers verkehre.

Stolle.

S. 59, Pf. 107, L. 32, 7.

Nû wil ich mich des scharpfen sanges ouch genieten:
dâ ich ie mit vorhten bat, dâ wil ich nû gebieten,
Ich sihe wol daz man hêrren guot und wîbes gruoz
gewalteclîch und ungezogenlîch erwerben muoz.
5 Singe ich mînen höveschen sanc, sô klagent siz Stollen.
dêswâr ich gewinne ouch lîhte knollen:
sît si die schalkeit wellen, ich gemache in vollen kragen.
ze Ôsterrîche lernt ich singen unde sagen:
dâ wil ich mich allerêrst beklagen:
10 vind ich an Liupolt höveschen trôst, so ist mir mîn muot entswollen.

Zu p. 37.

Berufung.

S. 60, Pf. 108, L. 31, 33.

In nomine dumme ich wil beginnen: sprechet âmen,
daz ist guot für ungelücke und für des tievels sâmen;
Daz ich gesingen müeze in dirre wîse alsô,
swer höveschen sanc und fröide stoere, daz der werde unfrô.
5 Ich hân wol und hovelîchen her gesungen:
mit der hövescheit bin ich nû verdrungen,
daz die unhöveschen nû ze hove genaemer sint dann ich;
daz mich êren solde, daz unêret mich.
herzoge ûz Ôsterrîch Liupolt, nû sprich:
10 du enwendes michs alleine, sô verkêre ich mîne zungen.

Zu p. 36.

Stolle.

S. 59.

Nun will ich auch den scharfen Sang zur Waffe wählen:
Wo ich vordem in Ehrfurcht bat, da will ich nun befehlen;
Ich seh ja, daß man Herrengut und Weibesgruß
Gewaltiglich und ungestüm hinfort erwerben muß.
Sing ich meinen höfschen Sang, so klagt mans Stollen:
Ich gewinne noch am Ende Knollen;
Nun mäste sich die Bosheit hier, da sie den Sieg errang.
Lernt ich doch in Oesterreich den Liedersang,
Mich zu beklagen sei's mein erster Gang:
Find ich bei Leupold höfschen Trost, so ist mein Mut erschwollen.

Berufung.

S. 60.

In nomine domini, ich will beginnen, sprechet Amen;
Das ist gut für Mißgeschick und für des Teufels Samen;
Ich sänge nun in dieser Weise gerne so:
Wer höfschen Sang und Freude stört, daß der nicht werde froh.
Ich habe wohl und hofgemäß bisher gesungen,
Mein höfisch Singen hat mich nun verdrungen,
Daß die Unhöfschen jetzt am Hof genehmer sind als ich:
Was mich ehren sollte, das entehret mich.
Herzog aus Oesterreich, Leupold, nun sprich:
Du wendest es alleine, sonst verkehr ich meine Zungen.

Höfisches Behalten.

S. 61, Pf. 120, L. 36, 1.

Dô Liupolt spart ûf gotes vart, ûf künftige êre,
sie behielten alle samt, si volgeten sîner lêre:
Si zuhten ûf, alsam si niht getorsten geben.
daz was billich: wan sol iemer nâch dem hove leben.
5 Daz si'n an der milte iht überhoehen wolten,
wol in des! si tâten als si solten.
die helde ûz Ôsterrîche heten ie gehoveten muot,
sie behielten durch sîn êre, daz was guot:
nû geben durch sîn êre, als er nû tuot.
10 sin leben nâch dem hove nû, so ist eniu zuht bescholten.

Zu p. 37.

Die drei Höfe.

S. 62, Pf. 119, L. 34, 34.

Die wîle ich weiz drî hove sô lobelîcher manne,
sô ist mîn wîn gelesen unde sûset wol mîn pfanne.
Der biderbe patrîarke missewende frî,
der ist ir einer, so ist mîn höfscher trôst zehant dâ bî.
5 Liupolt, zwir ein fürste, Stîre und Ôsterrîche.
niemen lept den ich zuo deme gelîche:
sîn lop ist niht ein lobelîn: er mac, er hât, er tuot.
sô ist sîn veter als der milte Welf gemuot:
des lop was ganz, ez ist nâch tôde guot.
10 mirst vil unnôt daz ich durch handelunge iht verre strîche.

Zu p. 40.

Höfisches Behalten.

S. 61.

Als Leupold sparte für den Zug mit Gottes Heere,
Da behielten all die Herrn und folgten seiner Lehre:
Sie schlossen zu, als wagten sie es nicht zu geben;
Das war schon recht, denn immer soll man nach dem
Hofe leben.
Daß sie ihn durch Milde nicht beschämen wollten,
Wohl ihnen des, sie taten, wie sie sollten.
Die Helden Oesterreichs, die hatten immer höfschen Mut:
Sie behielten seinethalben, das war gut:
Nun gebt auch seinethalb, da Er es tut,
Und lebt auch jetzt dem Hofe nach, so bleibt ihr unbe-
scholten.

Die drei Höfe.

S. 62.

Seit ich drei Höfe weiß, wo Ehrenmänner hausen,
So mag mein Wein wohl schäumen, meine Pfanne
sausen.
Der biedre Patriarch, der alles Tadels frei,
Der Eine ists; mein höfscher Trost ist dann sogleich dabei
Leupold, Fürst zu Steier und im Oesterreiche.
Niemand lebt, den ich mit dem vergleiche:
Sein Lob ist nicht ein Löbelein: er will, er hat, er tut.
Sein Oheim dann, der hat des milden Welfen Mut:
Des Lob war schön und bleibt im Tode gut:
Mir ist nicht Not, daß ich umher nach ferner Herberg
streiche.

Die Verwünschung.

S. 68, Pf. 121, L. 35, 17.

Liupolt ûz Ôsterrîche, lâ mich bî den liuten,
wünsche mich ze velde und niht ze walde: ichn kan niht
riuten:
Si sehent mich bî in gerne, alsô tuon ich sie.
dû wünschest underwîlent biderbem man, dun weist joch
wie.
5 Wünsches dû mich von in, sô tuost dû mir leide.
vil saelec sî der walt, dar zuo diu heide!
diu müeze dir vil wol gezemen! wie hâst dû sus getân,
daz ich dich an dîn gemach gewünschet hân,
und dû mich an mîn ungemach? lâ stân:
10 wis dû von dan, lâ mich bî in: sô leben wir sanfte beide.
Zu p. 44.

Drei Sorgen.

S. 72, Pf. 127, L. 84, 1.

Drî sorge hab ich mir genomen:
möht ich der einer z'ende komen,
sô waere wol getân ze mînen dingen.
Jedoch swaz mir dâ von geschiht,
5 in scheid ir von ein ander niht:
mir mag an allen drin noch wol gelingen.
Gotes hulde und mîner frowen minne,
dar umbe sorge ich, wie ich die gewinne:
daz dritte hât sich mîn erwert unrehte manegen tac.

Die Verwünschung.

S. 63.

Leupold von Oesterreich, laß mich doch bei den Leuten,
Wünsche mich zum Felde, nicht zum Wald: ich kann
nicht reuten.
Ich bin hier gerne, weil ich gern gesehen bin;
Du wünschest oft die Biedern, du weist selber nicht wohin.
Wünschest du mich weg, so tust du mirs zu Leide.
Selig sei der Wald, dazu die Haide,
Da finde du Vergnügen stäts. Nun schau, wie mocht
es sein:
Ich wünsche dich dahin, wo Freude harret dein,
Und du mich an mein Ungemach? halt ein!
Zieh du hinaus und laß mich hier: so sind wir glücklich
beide.

Drei Sorgen.

S. 72.

Drei Sorgen gehn mir lange nah,
Und wäre die Erfüllung da,
Nicht besser könnt' es stehn mit meinen Dingen.
Doch ob mir auch die Kraft gebricht,
Eins scheid ich von dem Andern nicht:
Mir mags mit allen dreien noch gelingen:
Gottes Huld und meiner Frauen Minne,
Ich sorge stündlich, wie ich die gewinne;
Das dritte hat sich mein erwehrt mit Unrecht manchen Tag,

10 daz ist der wünneclîche hof ze Wiene:
in hirme niemer unz ich den verdiene,
sît er sô maneger tugende mit sô staeter triuwe pflac.
man sach Liupoltes hant dâ geben, daz si des niht erschrac.

Zu p. 30.

Die Kunst der Milde.

S. 73, Pf. 154, L. 104, 33.

Daz milter man gar wârhaft sî,
geschiht daz, dâ ist wunder bî.
der grôze wille, der dâ ist,
wie mac der wesen verendet?
5 Dêswâr dâ hoeret witze zuo
und wachen gegen dem morgen fruo
und anders manec schoener list,
daz ez iht werde erwendet.
Der alsô tuot,
10 der sol den muot
an ruowe selten kêren:
mit witzen sol erz allez wegen,
und lâze got der saelden pflegen.
sô sol man stegen
15 nâch lange wernden êren.

Zu p. 40.

Leopolds Rückkehr vom Kreuzzug.

S. 79, Pf. 152, L. 28, 11.

Herzoge ûz Ôsterrîche, ez ist iu wol ergangen,
und alsô schône daz uns muoz nâch iu belangen.

Das ist der wonnigliche Hof zu Wiene:
Ich ruhe nimmer bis ich den verdiene,
Da er so mancher Tugend mit so stäter Treue pflag.
Da gab so viel Leupoldens Hand, die nimmer doch erschrack.

Die Kunst der Milde.

S. 73.

Daß man die Milden wahrhaft sieht,
Ein Wunder ists, wo das geschieht.
Der große Wille, so viel Gunst —
Wer kanns zu Ende bringen?
Viel Sinn und Witz ist dazu Not
Und wachen vor dem Morgenrot,
Und noch manch andre schöne Kunst,
Sonst stockts an tausend Dingen.
Wer also tut,
Der darf den Mut
Auf Ruhe selten wenden.
Er wäg' es alles ab mit Sinn,
Und sorge Gott für den Gewinn:
So pilgert hin
Zu Ehren, die nicht enden.

Leopolds Rückkehr vom Kreuzzug.

S. 79.

Herzog aus Oesterreich, es ist euch wohl ergangen;
Ihr kämpftet also, daß uns muß nach euch verlangen:

sît gewis, wenn ir uns komet, ir werdent hôh enpfangen.
Ir sît wol wert daz wir die gloggen gegen iu liuten,
5 dringen unde schouwen als ein wunder komen sî:
ir komet uns, beide sünden unde schanden frî:
des suln wir man iuch loben, und die frowen suln iuch triuten.
Diz liehte lop volfüeget heime unz ûf daz ort:
sît uns hie biderbe für daz ungefüege wort,
10 daz ieman spreche, ir soldet sîn beliben mit êren dort.

Zu p. 39.

Wenn ihr kehrt, so seid gewiß, ihr werdet hoch empfangen.
Ihr seid wohl wert, daß wir die Glocken vor euch läuten,
Schaarenweise stehn, als ob ein Wunder kommen sei:
Ihr kehrt von eu'rem Zuge sünd- und schandenfrei:
Drum findet ihr bei Frauen Huld und Preis bei allen Leuten.

So schönes Lob erwerbt von nun an immerfort,
Und meidet durch Gerechtigkeit das harte Wort:
„Mehr Ehre hätt' es euch gebracht, wärt ihr geblieben dort."

Nachtrag.

In den vorausgegangenen Untersuchungen habe ich den Ansichten, welche sich nur auf Walthers Anredeform stützten, nicht in jedem einzelnen Falle entgegnet, weil ich glaubte, daß eine einmalige, diesbezügliche Eröterung hinreiche, um nachzuweisen, wie weit dieselben berechtigt seien.

Dem einfachen persönlichen Verkehre der altdeutschen Zeit genügte die ungekünstelte, natürliche Ansprache mit „du" vollkommen. Erst während des Mittelalters bürgerte sich mit dem Eindringen der feinern Hofbildung auch die Sitte ein, höher stehende Personen mit der Anrede „ir" auszuzeichnen.

Im wesentlichen (die 2. pers. pl. wurde allmälig durch die 3. verdrängt) hat sich diese Sitte auch bis auf unsere Zeit fortgepflanzt. Da nun unsere Dichter diese Schranken der Convention nicht einhalten, so glaubte man dasselbe auch von den mhd. Dichtern annehmen zu können; — jedoch mit Unrecht. Wie die mhd. Dichter, abweichend von den neuern, nur Selbsterlebtes besangen, so waren sie auch in der Anredeform der herrschenden Sitte unterworfen. Es lassen sich dafür direkte Zeugnisse aufbringen. In „der werden minne lêre" ihrzt Heinzelin von Konstanz die Dame, um deren Liebe er wirbt. Desgleichen ihrzt die Dame ihn in

der abschlägigen Antwort. Er, dadurch nicht entmutigt, fleht von neuem um ihre Huld. Sie schwankt zwischen ja und nein, erweist dem Dichter aber schon die Gunst der vertraulichen Anrede. Sogleich antwortet auch Heinzelin mit „du“ und hält dieses Recht auch in allen folgenden Anreden fest. — Den Schenk von Limburg verlockt allzugroße Liebe zur vertraulichen Anrede, bevor die Dame dieselbe gebraucht hat. Aber sogleich bittet er wegen dieses Vergehens um Verzeihung: sie möge ihm deswegen die Zuneigung nicht entziehen: „einer vrâget lihte nû, warumbe ich dich heize du? dazt von rehter liebe; frouwe, sprich, habe ich daran iender missesprochen (wenn du mir noch nicht so hold bist), daz lâz ungerochen; wan ich mac des lâzen niht, swaz darumbe mir geschiht: als herzecliche minne ich dich.“ (Vgl. Wilmanns 19). Diese beiden Stellen genügen hier, drei verschiedene Ansichten zu widerlegen: Die Anrede bei den mhd. Dichtern sei nur willkürlich; — sie beruhe nur auf poetischer Licenz; — nur Mädchen aus den niedern Ständen seien mit „du“, die aus höhern nur mit „ir“ angesprochen worden.

Da nun, wie die obigen Stellen bezeugen, das duzen (du zu sagen) eine Folge vertraulicheren Verkehrs war, so liegt es sehr nahe, die Anredeform als Anhaltspunkt zur chronologischen Einreihung der Gedichte zu gebrauchen, indem man schließt, daß, wenn von einem Dichter zwei oder mehrere Gedichte an die nämliche Person teils mit der Anrede „du“ teils mit „ir“ vorliegen, die letztern früher als die erstern entstanden seien. In der Tat hat man bei Walther den uneingeschränktesten Gebrauch von diesem Schlusse gemacht.

Allein so richtig der Schluß in seiner Allgemeinheit zu sein scheint, so unsicher ist seine Anwendung auf die

besondern Fälle; und zwar deshalb, weil dabei vielfach noch andere Momente, welche die Anrede beeinflußten in Betracht kommen. So zeigen sich gleich bei Walther Fälle, wo er dieselbe Person ihrzt, duzt und wieder ihrzt. Man suchte nun diese Rückkehr zur höflichen Anrede durch die Annahme zu erklären, daß die intimern Beziehungen durch ausgebrochene Zwistigkeiten gestört worden seien, und der Dichter in Folge dessen sich wieder zur höflichen Anrede gezwungen sah.

Wäre auch dieser Erklärungsgrund ausreichend, so würde schon dadurch die Sicherheit der Anwendung des obigen allgemeinen Satzes bedeutend beeinträchtigt werden, da wir in vielen Fällen nicht entscheiden könnten, ob das Gedicht mit der Anrede „ir" vor dem Eintreten vertraulicherer Beziehungen zur angesprochenen Person zu setzten sei, oder erst, nachdem sich dieselben in Folge eines Zwistes schon gelöst haben. Ich verweise hier nur auf die Minnelieder Walthers.

Nun aber genügt dieser Erklärungsgrund gar nicht, wie wir aus den Sprüchen Walthers nachweisen können. In Kärnthen hatte Walther den Herzog beleidigt, und dennoch konnte er ihn in L. 32, 17 und 32, 27 mit „du" anreden. In L. 31, 33 bittet er den Herzog Leopold um Aufnahme und duzt ihn, bevor er dessen Verzeihung „sîner alten schulde" erhalten hatte. Gerade hier würde sich der Dichter wohl gehütet haben, an den beleidigten Herzog eine Anrede zu gebrauchen, die nicht der allgemeinen Sitte gemäß gewesen wäre. — Ein Zwist konnte somit dem Dichter nicht das einmal erworbene Recht der vertraulichen Anrede nehmen. Es müssen daher andere Momente den Dichter bestimmt haben, in gewissen Fällen, wo ihm das „du" erlaubt war, das „ir" zu gebrauchen. Ich vermute nun,

daß der Dichter da, wo er einer feierlichern Stimmung Ausdruck geben wollte, die Anrede „ir“ gebrauchte; also besonders in jenen Gedichten, welche bei Festlichkeiten entstanden sind. Gerade die Gedichte Walthers auf Leopold führten mich auf diese Vermutung. In L. 20, 31 (1198); 25, 26 (1203) gebraucht er die höfliche Anrede, in L. 31, 33 (1217) duzt er den Herzog, in L. 28, 11 (1219) ihrzt er ihn, in L. 35, 17 (1219 oder 1220) duzt er ihn wieder. In den uns erhaltenen Gedichten duzt er also den Herzog zum erstenmal in L. 31, 33. Aber um 1217 konnte er in keinem Falle dazu die Erlaubnis erhalten haben, denn das Gedicht bezeugt, daß er damals dem Herzog fern stand und sich nun ihm zu nähern suchte; er muß sie, wenn wir seine p. 25 ff entwickelten Verhältnisse zu Leopold beachten, schon vor 1198 erhalten haben. Und dennoch machte er in L. 20, 31 und 25, 26 von derselben keinen Gebrauch? — weil die Sprüche, wenigstens L. 25, 26 nachweisbar (vgl. p. 80), bei einer Festlichkeit gesungen wurden. L. 31, 33 konnte bei keiner Festlichkeit entstanden sein, da der Dichter damals nicht in Wien anwesend war und den Spruch wahrscheinlich durch sein singerlîn dem Herzog zusandte; daher redet er ihn mit „du“ an. L. 28, 11 ist beim feierlichen Empfange des vom Morgenlande zurückkehrenden Herzogs entstanden, daher geziemte die Anrede: „Herzoge ûz Ôsterriche, ez ist iu wol ergangen.“ Ueber L. 35, 17 läßt sich nicht bestimmt urteilen.

Man hat wiederholt die Verwunderung ausgesprochen: warum Walther in keinem Gedichte an Otto denselben mit „du“ anspricht; denn „nach Walthers Tätigkeit in Otto's Dienste zu urteilen, hätte hier die Schranke am ersten fallen sollen.“ Meine Vermutung erhält dadurch nur eine neue Bestätigung, da wir bei den meisten Gedichten nachweisen

können, daß sie bei feierlichen Gelegenheiten entstanden sind. Auch in den Gedichten an Philipp finde ich meine Vermutung bestätigt.

Blicken wir nun auf den frühern allgemeinen Satz zurück. Ist meine Vermutung, wie ich glaube, die richtige, so wird auch dadurch die Sicherheit seiner Anwendung bedeutend verringert, da in vielen Fällen nicht zu entscheiden ist, ob das Gedicht bei einer Festlichkeit entstanden sei oder nicht, wie wir schon oben bei L. 20, 31; 35, 17 gesehen haben. Ist sie es nicht, so ist der wiederholte Wechsel der Anrede an die nämliche Person überhaupt noch unerklärt, und man nur um so weniger berechtigt, allein auf die Anredeform Walthers die chronologische Bestimmung seiner Gedichte andern gewichtigen Gründen gegenüber zu stützen.

Andere wollten in der Anredeform Walthers einen Anhaltspunkt für den Abfassungsort finden, indem sie schlossen, daß dem Dichter die Anrede mit „du" nur „aus der Ferne gestattet war, wenn seine Sprüche nicht unmittelbar dem vorgetragen wurden, dem sie galten, sondern in einem diesem fernen Kreis."

Man hat diese Ansicht nicht aufgestellt, um sie zu begründen, sondern nur um daran ein Mittel zu erhalten, Walthers Kärnthner Aufenthalt in Abrede zu stellen u. dgl. Es mag daher auch der Hinweis auf einige Stellen in Walthers Gedichten genügen. Was sollten direkte Anreden wie: „Edel Kerendaere, ich sol dir klagen sêre, milter fürste, . . . ichn weiz wer mir in dînem hove verkêre mînen sanc . . . vrâge, waz ich habe gesungen" oder „Liupolt ûz Ôsterrîche, lâ mich bî den liuten, wünsche mich ze velde" u. s. w. a. vor einem, „dem sie galten, fernen Kreis"?!



Sinnstörende Druckfehler.

S.	52	lies:	siner	statt:	sine.
"	57	"	zeugt	"	zeigt.
"	52	"	Zacher VII.	"	Zacher III.

WALTHER VON DER VOGELWEIDE IN OESTERREICH

von

J. E. Wackernell

